



Vom Ringplatz in Krakau.

Landschaftliche Schilderung.

Krakau.

Wenn man von Wien aus auf der Fahrt nach Galizien Schlesien mit seinen von Wohlstand und Ordnungsliebe zeugenden Städtchen und Fluren verlassen und einen ziemlich öden, traurigen Theil des Großherzogthums Krakau hinter sich hat, gelangt man plötzlich mitten unter liebliche Hügel, unter anmuthige, wenn auch dem Blicke

eines von Westen ankommenden Touristen, arm und bescheiden aussehende Dörfer. Man befindet sich eben in



Karl B...

der von Dichtern besungenen, von Malern mehrmals dargestellten Umgegend Krakaus. Die Häuser sind zwar meistens mit Stroh bedeckt, doch geräumig und stattlich, aus starken Holzbalken gezimmert, sorgfältig getüncht. Um die von Gärten umgebenen Dörfer breiten sich frische, von der Natur selbst berieselte Wiesen. Der Boden ist in der Regel kalkig, die Wege erscheinen auch mitten in den grünen Frühlingsjaaten oder goldigen Ährenfeldern als geradlinige, blendend weiße Streifen, kaum beschattet von dem aschgrauen Laube einsamer, meistens abgestutzter Weiden.

Je mehr man sich der Stadt nähert, desto mehr fühlt man sich von der Gegend angezogen. Dem Thale entlang ziehen sanfte Hügel, von Buchen, Tannen und Lärchen bewachsen; aus dunklen Waldungen schießen junge, leichte und duftige Birken empor. An gewissen, ziemlich seltenen Tagen erblickt man die zackigen Spitzen der Hohen Tatra. Schon öfters zeigt die Babiagóra ihre trüg aufsteigende Linie. Am Fuße des großen bis in den Spätsommer beinahe mit Schnee bedeckten Berges quillt die Weichsel hervor, der Fluß, welcher in Polens Liedern und Sagen dieselbe Rolle spielt, die in Böhmen der Moldau, in deutschen Ländern dem Rhein und der Donau zu Theil ward.

Unweit der Eisenbahnlinie erhebt sich zuerst die Ruine des alten, hoch gelegenen Schlosses Tenczyn, durch dessen öde Fenster des Himmels Blau uns wie mit hundert traurigen Augen anschaut. Der Charakter der Landschaft bleibt weiter derselbe, man bemerkt jetzt nur öfters weißgraue, einsame Felsstücke. Sie sind von Natur aus zu romantisch, um nicht vom Spinnengewebe der Legende umspinnen zu werden. Während einer tatarischen Invasion sollen fromme Nonnen von einer Schaar Mongolen verfolgt worden sein. Heiße Bitten und Gebete der Jungfrauen erwirkten ein Wunder. Die kleine Waldkapelle, in die sie sich flüchteten, verschwand mit ihnen plötzlich unter die Erde. An ihrer Stelle stehen jetzt die „Jungfrauen-Felsen“. Es gibt Leute, die so glücklich waren, den Gesang der heiligen, immer noch in der Tiefe weilenden Norbertanerinnen zu vernehmen. So wie hier, so waltet überall um Krakau herum Sage und Geschichte. Beide erzählen von langen Kriegen, von schweren Kämpfen mit europäischen und vornehmlich asiatischen Völkern, von der Vertheidigung aller christlichen Länder gegen mongolische, mohamedanische Übermacht und Barbarei. Als sich während des Pontificats Gregors des XIII. polnische Gesandte nach Rom begaben, um Heiligenreliquien für neu zu gründende Kirchen zu erbitten, soll ihnen der Papst gesagt haben: „Kehret heim und nehmt eine Handvoll polnischer Erde. Die ist durchtränkt vom Blute der Vertheidiger Christi.“

Wenn man die Denkmäler polnischer Cultur im allgemeinen und speciell Krakaus Charakter verstehen und würdigen will, muß man sich mit ähnlichen Gedanken der Stadt nähern. Sie offenbart sich endlich auch dem Reisenden; da sie flach am Flusse liegt, wird sie in den Morgenstunden von einem silbernen, halb durchsichtigen Nebelschleier umflossen,

aus dem jedoch die Königsburg mit ihrem Dome, manche Kirche und manche Fastei emporragt.

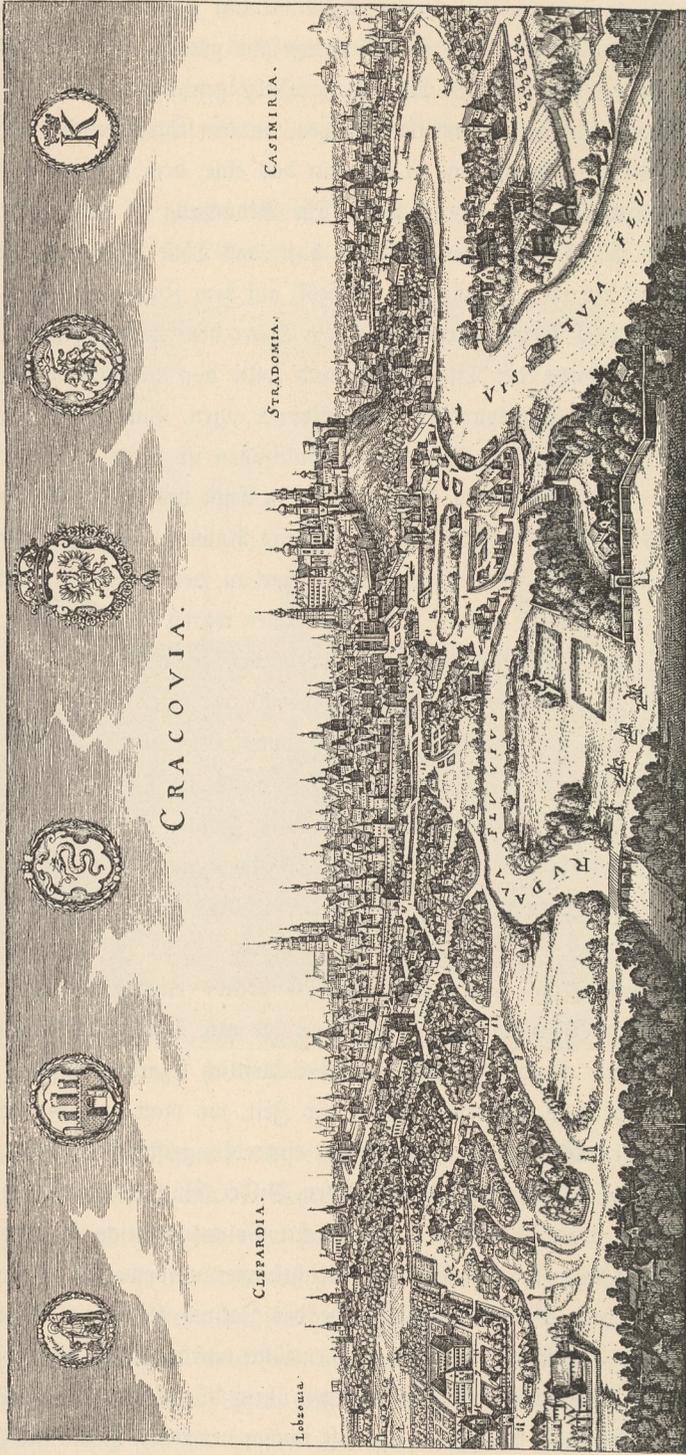
Die „thürmende Stadt“, von welcher Schiller spricht, scheint vor unseren Augen aufzutauchen. Man glaubt in vollständige Vergangenheit einzufahren, aus der Gegenwart in frühere Zeiten zu gerathen. Und das ist auch theilweise der Fall. Man möge nur die krumme, zum Schloß führende Straße durchwandern, in welcher die Domherren seit Jahrhunderten wohnen. Wie still ist sie, wie todt und feierlich. Ein Wunder, daß hier kein Gras zwischen den Pflastersteinen hervorquillt. Krakau ist ein Ort, wie Brügge, Mecheln oder Pisa, eine Stadt, wo das Menschenleben der Vegetation so sehr gleicht, daß man dieselbe nicht auf den Straßen dulde. Die Häuser der Domherren sehen ebenso ehrwürdig und alt aus wie sie selber und haben noch zum größten Theil ihre Attica behalten. Freilich genügt ein kurzer Gang durch die interessantesten Gassen, um gewahr zu werden, wie viel Krakau von seinem mittelalterlichen Charakter eingebüßt hat. Feuerbrünste, Kriege, Plünderungen haben dabei mitgewirkt, die größte Schuld trägt jedoch das XIX. Jahrhundert oder — besser gesagt — die Armut der Stadt in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Damals wurde das alte Rathhaus zerstört, damals wurden die Stadtmauer und ihre baufälligen Fasteien niedergerissen. Der im Jahre 18155 creirten Republik Krakau fehlte es an Mitteln zu kostspieliger Restauration. Was nicht mit geringer Mühe wiederhergestellt werden konnte, mußte verschwinden. In den Zwanziger-Jahren konnte sich die Stadt noch rühmen, einen vollständigen von Thürmen flankirtem Mauergrütel zu besitzen: der Verlust, den man damals wohl kaum empfand, erscheint heute unermesslich. In dem materiell und geistig verarmten Krakau spürte man wenig von der allgemeinen romantischen Bewegung, von der neu aufblühenden Vorliebe für mittelalterliche Kunst, Sitte und Leben. Prachtige Gartenanlagen, Plantationen genannt, ziehen sich jetzt um das frühere Krakau herum. Die Kastanien und Linden sind allerdings alt, ehrwürdig und schattig; auch sie sind wiederum Vergangenheit geworden. Nur an der nördlichen Seite stehen noch vier Thürme, die man als Andenken der zerstörten Befestigung bestehen ließ.

Im heutigen Aussehen der Stadt spielen die mittelalterlichen Überreste eine zwar bedeutende, aber nicht die vorherrschende Rolle. Der Tourist wird viel öfter an die Renaissancezeit als an die Epoche gothischer, geschweige denn romanischer Kunst erinnert. Er muß vor Allem an die italienischen Meister denken, welche im XVI. und XVII. Jahrhundert nicht mehr für die Bürgerschaft, sondern im Auftrage der Könige und adeligen Würdenträger arbeiteten. Trotz seiner zahlreichen Backsteinkirchen, und trotz der in letzterer Zeit beinahe systematisch vorgenommenen Entstellung seiner Privathäuser trägt Krakau heute viel eher den Charakter einer italienischen, aus der Epoche der Hoch- und Spätrenaissance stammenden, als den einer deutsch-mittelalterlichen Stadt.

Indem wir die Gasse heruntergehen, lesen wir an Thorstürzen und Fenster-
einfassungen lateinische Inschriften ab. Sie zeugen alle von dem echten humanistischen
Geiste, von dem glückseligen Optimismus einer naiven, edlen, hochstrebenden Zeit. Krakau
hat seine an den Häusern stehenden geschnitzten Heiligenbilder meistens verloren; nur
hie und da leuchtet abends vor der Madonna ein von frommen Händen angezündetes
Lämpchen. Aber die in der gelehrten Humanistensprache verfaßten, in Stein und Marmor
gemeißelten Sentenzen bilden noch immer den Schmuck vieler Privatwohnungen und
reden den Wanderer an, wie vor Jahren. „Pateat amicis et miseris“, „Sibi amico et
posteritati“ oder „Tecum habita“, „Operosum est cunctis placere“, „Virtus labore
nitescit“, „Regem honora, Deum cole, libertatem tueare“, so lehren uns diese
Inschriften. Zwei andere in der Domherrengasse befindliche lauten: „Procul este
profani“, „Nil est in homine bona mente melius“.

Wir wollen indeß nicht länger bei diesen Aussprüchen verweilen. Treten wir lieber
in die Höfe der von den Domherren bewohnten Häuser ein. Im Allgemeinen begegnen
wir da meist einer, den mittelalterlich winzigen Hof umgebenden Säulenhalle, die uns —
im Kleinen — an die italienischen Paläste der Renaissance erinnert. Durch das stattliche
Thor sieht man öfters in einen Garten, der in der Pracht schöner Sommertage schimmert
und glänzt. An den Blättern der Bäume brechen sich die Lichtstrahlen so scharf und kantig,
die Säulen des kleinen Hofes sind in ihrer Form so edel und schlank, unter den Arcaden
liegt so prächtiger, kühler Schatten, es herrscht hier solche Frische und Frieden! Man kann
sich ruhig einem halbawachen Traume ergeben, sich gehen lassen, nach Norditalien in
Gedanken pilgern. Um indeß diese Krakauer Sommerstimmung von Grund aus zu
genießen, muß man eben die verborgenen Winkel kennen, als Stadtkind geboren sein
oder von einem kunstsinigen Freunde herumgeführt werden. Sonst wird man zwar einige
prächtige Kirchen und verschiedene alte Bauten bewundern, hie und da auch ein
interessantes Detail bemerken, kann aber trotzdem die Stadt verlassen, ohne etwas von
ihrem eigentlichen Reize zu ahnen. Der fremde Tourist wird schwerlich die schönen Partien,
die kulturhistorisch wichtigen Theile Krakaus auffinden können. Es ist für ihn bitter wenig
gesorgt. „Die Steine werden schreien“, sagt zwar die Schrift, hier reden sie aber nur für
den Eingeweihten, sie reden nur polnisch. Und was sie zu sagen haben, wäre vielleicht
interessant genug, um auch in andere Sprachen übersezt zu werden. Dann träte auch die
ganze Bedeutung, die volle Poesie der alten Stadt ins Licht.

Wir wollen Krakau vom Eisenbahnhofe aus betreten, nachdem wir zuvor einen
flüchtigen Blick auf die Plantagen geworfen haben. Um in die eigentliche Stadt zu
gelangen, muß man die Überreste der früheren Befestigung passiren. Da sehen wir zunächst
ein Stück weißgrauer Wand und vier aus Stein und geschwärztem Ziegelwerk erbaute



CRACOVIA.

CASIMIRIA.

STRADOMIA.

CLEFARDIA.

Lebsoua.

VISTULA FLU.

RADAVA

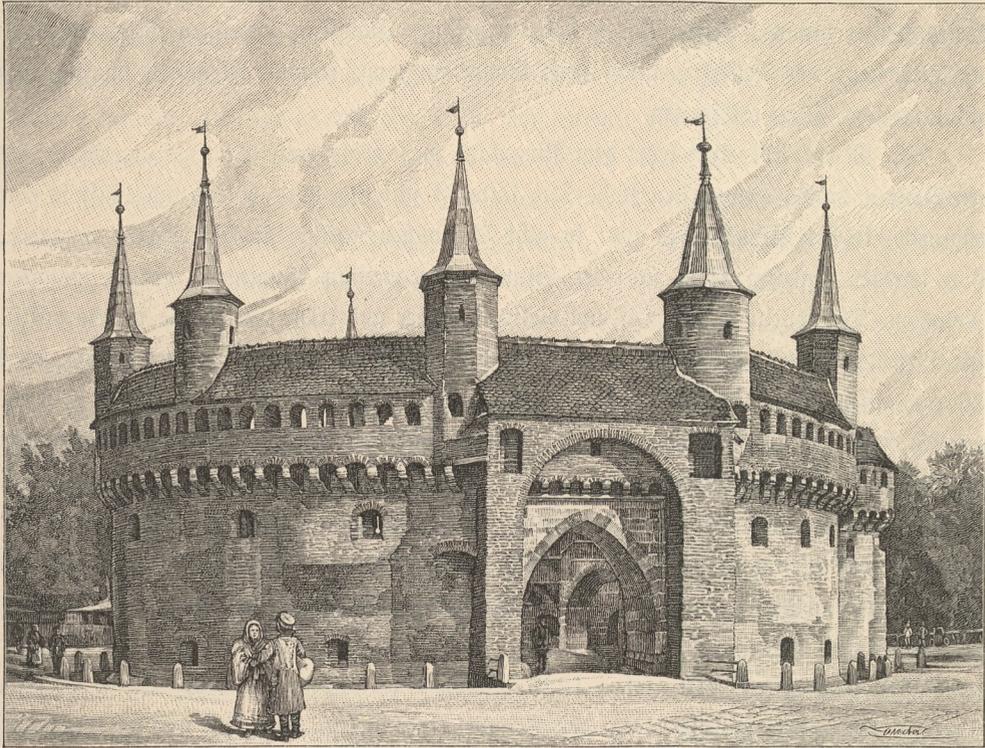
Cracou im XVII. Jahrhundert.

Thürme; zur linken Hand die Posamentirerbastei. Dann folgt das Thor des heiligen Florian. Er ist als Schutzpatron vor Feuergefähr geehrt; wie in Böhmen Johannes Nepomuk, so steht er in Galizien überall, in Holz geschnitzt, in Stein gemeißelt, in Dörfern und Städtchen, auf öffentlichen Plätzen, an den Straßenwinkeln. Krakau besaß einst sieben Stadttore, heutzutage ist ihm nur das eine, dem heiligen Florian geweihte geblieben, ein stattlicher, quadratischer Bau. Die Bedachung ist nicht mehr ursprünglich, sie stammt aus dem XVII. Jahrhundert, doch hatte das Thor schon die jetzige Silhouette, als im Jahre 1683 König Johann III. Sobieski auf dem Zuge nach Wien begriffen hier vor dem Madonnenbilde betete. Rechts von dem Thore bemerkt man zwei andere Thürme: der eine halbrunde gehörte der Tischlerzunft und sollte von ihr im Kriegsfall vertheidigt werden, der zweite achteckige war den Zimmerleuten eigen. Von einer doppelten Mauer, von Wassergräben, Fallbrücken, Wällen und Pallisaden ist heute nichts mehr zu sehen. Dem Florianithore gegenüber steht bis jetzt eine am Ende des XV. Jahrhunderts erbaute Barbakane. „Es ist dies“ erklärt der um Krakaus Ruhm so sehr verdiente Director des Germanischen Museums, Essenwein „ein runder Vorbau, der einen Hof umschließt und ein vorgeschobenes Festungswerk bildet.“ Die Barbakanen waren dazu bestimmt, den Bürgern einer belagerten Stadt die Möglichkeit zu geben, den an die Stadtmauer angelangten Feind mit Schuß und Steinwurf zu belästigen und auf diese Weise das Eingangsthor zu vertheidigen. Das sogenannte „Kondell“ ist etwas verstümmelt, es steht nicht mehr in Verbindung mit der „Porta S. Floriani“, es steckt auch zum Theile unter der Bodenfläche der heutigen Stadt. Trotz alledem gehört es zu ihren größten Sehenswürdigkeiten, zu den seltensten erhaltenen Beispielen mittelalterlicher Vertheidigungskunst. Mit ihren schlanken Thürmchen, mit ihren Schießcharten trägt die Barbakane sehr viel dazu bei, die culturhistorische und malerische Bedeutung Krakaus zu heben.

Ehe wir durch das Florianithor in die Stadt eintreten, wendet sich unsere Aufmerksamkeit einem Gebäude zu, das sich an die alte Wand anlehnt und früher als Zeughaus diente. Heute findet hier ein Theil der fürstlich Czartoryski'schen Sammlungen Unterkunft. Vor mehr als hundert Jahren, zur Zeit, wo man noch das Wort „Polen“ auf den geographischen Karten lesen konnte, hat eine edle, geistig bedeutende, kunstliebende Frau, Fürstin Jzabella Czartoryska, Antiquitäten, Bilder, Bücher, Manuscripte, patriotische Denkwürdigkeiten und vor Allem für die Geschichte Polens wichtige Urkunden zu sammeln begonnen. Der Landsitz, in dem sie diese Reichthümer aufbewahrte, fiel schließlich der russischen Regierung zu. Nach dem Aufstande des Jahres 1830, wo manches von den mühsam gesammelten Schätzen vernichtet oder entführt wurde, mußte die fürstliche Familie das Land verlassen. Was von den Sammlungen übrig blieb, wurde nach Frankreich oder nach Galizien gebracht und durch neue Ankäufe immer vermehrt. Heute ist Alles wiederum

unter einem Dache vereinigt. Die Bildergalerie kam ihrerzeit nach Paris, wo sie europäischen Ruf erlangte. Und doch bilden die Gemälde vielleicht den am wenigsten werthvollen Theil der an keramischen Erzeugnissen, Goldarbeiten, Emails, Geweben, Waffen und Rüstungen reichen Sammlung. Die Bibliothek ist werthvoll, noch wichtiger aber ist das Archiv.

Indem wir nun die Stadt betreten, wenden wir uns zunächst dem berühmten Krakauer Ringplatze zu. Die Straße, die uns dahinführt, ist eng, wie es den Gassen



Die Barbakane (Rondell) in Krakau.

einer mittelalterlichen, von Mauern umgrenzten Stadt geziert, doch mangelt den Häusern der entsprechende Charakter, und die Leute, denen wir begegnen, sehen zumeist arm und trostlos aus. Um so überraschender wirkt auf uns der Anblick des weiten, prächtigen Platzes, auf den wir von dieser Gasse aus gelangen. Vor uns steht der mächtige, gothische Backsteinbau der Marienkirche mit ihren hoch aufsteigenden Thurmspitzen. Etwas rechts, den Ringplatz in zwei Hälften schneidend, offenbaren uns die Tuchhallen ihre originelle, phantastische Architektur. Hinter ihnen ragt der imposante Rathhausthurm empor. Die umgebenden Häuser und Paläste mögen uns theilweise neu und stillos erscheinen: die

vorherrschenden, ehrwürdigen, wunderbaren Gebäude sorgen schon dafür, daß wir uns in einer ganz besonderen Welt fühlen. Die Mittagsstunde hat soeben geschlagen. Auf dem halbbleeren Platze sieht man plötzlich Leute, die ihr Haupt entblößen und zu beten anfangen: der Friedensengel, Angelus Domini, fliegt eben über die Stadt und läßt ihre Glocken erklingen. Dann dringt zu uns, von der Höhe des Frauenkirchenthurmes herab, eine seltsame, weit schallende und doch sanfte Melodei. Krakau besitzt kein Glockenspiel, das so manches süddeutsche und norditalienische Städtchen ergötzt. Alle Stunden, Tag und Nacht, blasen dafür die Thürmer der Marienkirche ein altes Lied, und zwar viermal, in die vier Weltgegenden hinaus. Im Mai, in dem der heiligen Jungfrau geweihten Monate, lassen die Thürmer auch Frühmorgens, nach Sonnenaufgang, fromme Melodien in die noch schlummernde Stadt erklingen.

Die Marienkirche kehrt dem Ringplatze zwei große rothe Thürme zu, welche mit den Jahren dunkel geworden sind. Der linke ist schlanker und höher und läuft in eine originelle, leichte Bedachung aus: in acht Thürmchen, welche die Mittelspitze umgeben. Von dorthier ergießen sich zu jeder Stunde jene weithin klingenden, eben erwähnten Melodien. Der zweite Thurm ist um vieles niedriger und trägt eine Mütze im Barockstil. Die Legende erzählt, daß zwei Brüder, beide Architekten, es unternommen hätten, diese Thürme aufzubauen. Der Eine, der jüngere, dachte nur daran, daß sein Bau so hoch als möglich emporschieße. Der Andere legte indessen mächtige, breite Stützen unter den seinen. Plötzlich bemerkte der jüngere Bruder, daß er die Arbeit nicht höher führen könne, weil die Fundamente eine weitere Last nicht mehr ertragen konnten. In einem Augenblick von Schmerz und Besinnungslosigkeit erstach er den Bruder. Der zweite Thurm blieb unvollendet; das Messer, mit welchem der Brudermord vollbracht wurde, hängt im Thorwege der Tuchhalle.

Von dem ersten, im Jahre 1226 begonnenen Holzbau der Marienkirche ist keine Spur geblieben. Der heutige trägt den Stempel einer viel späteren Zeit und hat vorzüglich den Charakter der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Es ist ein gothischer Ziegelbau, welcher viele Details in Steinausführung und Spuren begonnener, aber nicht ausgeführter Strebepfeiler und Strebebogen an sich trägt. Die Marienkirche ist die schönste und älteste Kirche Krakaus. Mit der Geschichte der reichen städtischen Bürgerschaft innig verwachsen, enthält sie Beweistücke der Andacht ganzer Generationen.

Nach der Verwüstung des Landes durch die Tataren im XIII. Jahrhundert ertheilte Boleslaus der Schamhafte (Pudicus), Fürst von Krakau und Sandomir, deutschen Ansiedlern das Privileg, sich nach Magdeburgischem Rechte einzurichten. So wurde die Stadt zur Hälfte deutsch, und die Marienkirche war lange Zeit hindurch ein deutsches Gotteshaus, in welchem sich die nun fremde Bürgerschaft taufen und begraben ließ.

Die Taufkapelle, welche aus dem XIV. Jahrhundert stammt, trägt eine deutsche Inschrift. Noch im XVI. Jahrhundert wurden hier Predigten in zwei Sprachen gehalten, bis endlich die polnische Sprache wieder zur Herrschaft gelangte. Den Deutschen überließ man dafür das in der Nähe befindliche Kirchlein der heiligen ξ Barbara.

Wenn man in die Kirche „unserer lieben Frau“ eintritt, so hat man drei sehr alte Fenster vor sich, welche, im Hintergrunde des Chores angebracht, farbig und leuchtend, einem Mosaik aus Saphiren, Topasen und Rubinen gleichen. Von diesen Fenstern heben sich die goldenen Figuren des Hochaltars, des von Veit Stof ausgeführten riesigen Triptichons wirksam ab. Wenn die Altarflügel offen stehen, sieht man in dem Mittelfelde die geschnitzte Darstellung von dem Tode der Gottesmutter inm Kreise der Apostel. Ist der Altar geschlossen, so zeigt er uns eine Reihe von Szenen aus dem neuen Testamente auf himmelblauem Grunde, welcher hie und da mit Sternen besäet ist.

Als man vor einigen Jahren die Restaurirung des alterthümlichen Baues unternahm, wurden die Wände von Jan Matejko polychromirt. An den Wänden des Chores hat Matejko eine Reihe von Engeln dargestellt, von denen ein jeder eine Banderole in der Hand hält, worauf eine Anrufung der Mutter Gottes geschrieben steht, mit je einem der Titel, welche ihr die lauretanische Vitanei beilegt. Um das Innere des Gotteshauses herum sind die Worte des Liedes „Salve Regina“ angebracht, im Hauptschiff sieht man verschiedene Wappen, so die der städtischen Zünfte, der Facultäten der Universität zc. Das Bogengewölbe der Decke ist mit goldenen, sich ineinander schlingenden, aus Sternen gebildeten Bändern überzogen. Die Kirche mag in Folge dessen heute etwas bunt und unruhig erscheinen, doch beginnt bereits die Zeit die Farben zu verschmelzen und eine großartige Harmonie unter ihnen herzustellen. Auf keinen Fall wird man sich der Erkenntniß verschließen können, daß eine große Seele diese Malerei inspirirt hat. Will man diese höchst kühne und ganz und gar individuell geschaffene Polychromie vollauf würdigen, so muß man einmal Abends, zur Zeit der Mariandacht, in die Frauenkirche eintreten oder auch zur Hirtenmesse um Mitternacht des „heiligen Abends“ oder endlich während der großen Auferstehungsprocession am Charfamsstage. Da strahlt die Kirche von Lichtern, die Farben aber verbinden sich zu seltsam ruhiger Harmonie und die Sterne des Gewölbes sehen aus einem Nebelschleier hernieder, als wären es die wirklichen Sterne des Himmels.

Bei jener Restaurirung wurden die weißen Scheiben der Fenster durch grünliche „Fonds de bouteille“, bald auch durch einige prächtige bunte Fenster ersetzt. Sonst aber ging man pietätvoll zu Werke. Man rührte weder an den Barock-Altären und Sängerschören, noch an den manierirten Gemälden; man verschob weder das Tabernakel noch den gekreuzigten Christus, dem ein getriebenes Silberblech als Hintergrund dient; es blieb der polnische weiße Adler, welcher den Orden des goldenen Bließes am Halse

trägt, im Seitenschiff auf seinem Platze, ein großer Vogel, dessen Mechanismus es ihm gestattet, mit den Flügeln zu schlagen. Auch sind Grabdenkmäler vieler Jahrhunderte dort verblieben. Unsere Abbildung zeigt die Grabmalplatte des 1516 verstorbenen Peter Salomon, welche knapp neben dem Hochaltar ihren Platz hat. Durch die Kirche wandelnd, begegnen wir vielen Denkmälern von Krakauer Bürgern, Gelehrten, Würdenträgern, Werken einer frühen, bescheidenen oder späteren reichen Renaissance, neben den Arbeiten einer noch späteren, pomphaften Kunstepoche, sowie neben den einfachen Grabmälern der hervorragenden, kürzlich verstorbenen Söhne und Töchter dieses Landes. Jahre, Jahrhunderte sind über der Kirche „unserer lieben Frau“ hinweggegangen, und jedes Jahrhundert, jedes Jahrzehnt hat irgend ein Merkmal daran zurückgelassen.

Neben der Frauenkirche steht das Kirchlein der heiligen Barbara, welches der Sage nach von den Mauern, die beim Bau der Krakauer Pfarrkirche beschäftigt waren, in arbeitsfreien Stunden erbaut worden ist. Der Winkel zwischen der Frauenkirche und dem Kirchlein der heiligen Barbara gehört zu den allercharakteristischsten Plätzen der Stadt. Die Krakauer Künstler haben dies auch schon lange erkannt, und es fehlt nicht an historischen oder genrehaften Gemälden, deren Darstellungen sich auf diesem Platze abspielen. Das Innere des Kirchleins ist vom Grund aus verdorben, an der Außenseite jedoch treten als kleine aber höchst reizende Anbauten, die aus dem Beginn des XVII. Jahrhunderts stammende Kapelle und die herrliche spätgotische Vorhalle hervor.

Wir könnten uns jetzt nach dem kleinen Ringplatze begeben, wo gleich wie auf der Piazza d'Erbe in Verona lustige Höckerinnen unter Sonnenschirmen oder in Bretterbuden sitzen und Obst verkaufen. Wir könnten durch die Heugasse gehen, welche nach dem kleinen Ringplatz führt: eine enge, durchaus mittelalterliche Straße. Auf einer Seite steht die Studentenburse, ein stattliches Gebäude aus späterer Zeit, auf der anderen Seite treten die rohen, nackten, spärlich mit Fenstern versehenen Mauern des Grauen Hauses hervor, das einem Kastell ähnlich ist und an befestigte Häuser italienischer Städte erinnert. Hier soll im XIV. Jahrhundert die schöne Jüdin Esther, die Geliebte Kazimirs des Großen, gewohnt haben. Allein, wir können bei solchen Einzelheiten nicht verweilen, es gibt deren gar zu viele in Krakau. Kehren wir nach dem großen Ringplatze mit seinen historisch gewordenen Häusern zurück, an denen trotz ihrer banalen Façaden doch manche schöne Details wahrzunehmen sind. Die gewölbten Fluren haben sich zum Theile erhalten; in den Sälen, wo ehemals die Gesandten fremder Mächte gewohnt hatten, laufen längs der Decke große, geschnitzte Tragbalken, stehen hie und da alte, gewichtige Kamine. Hier hielt sich, der Überlieferung nach, die Gesandtschaft der Venetianer auf, dort waren die türkischen Botschafter gastlich aufgenommen, dort wieder befand sich die königliche Münze. Senes Haus war Eigenthum einer der zahlreichen italienischen Familien, welche sich in Krakau



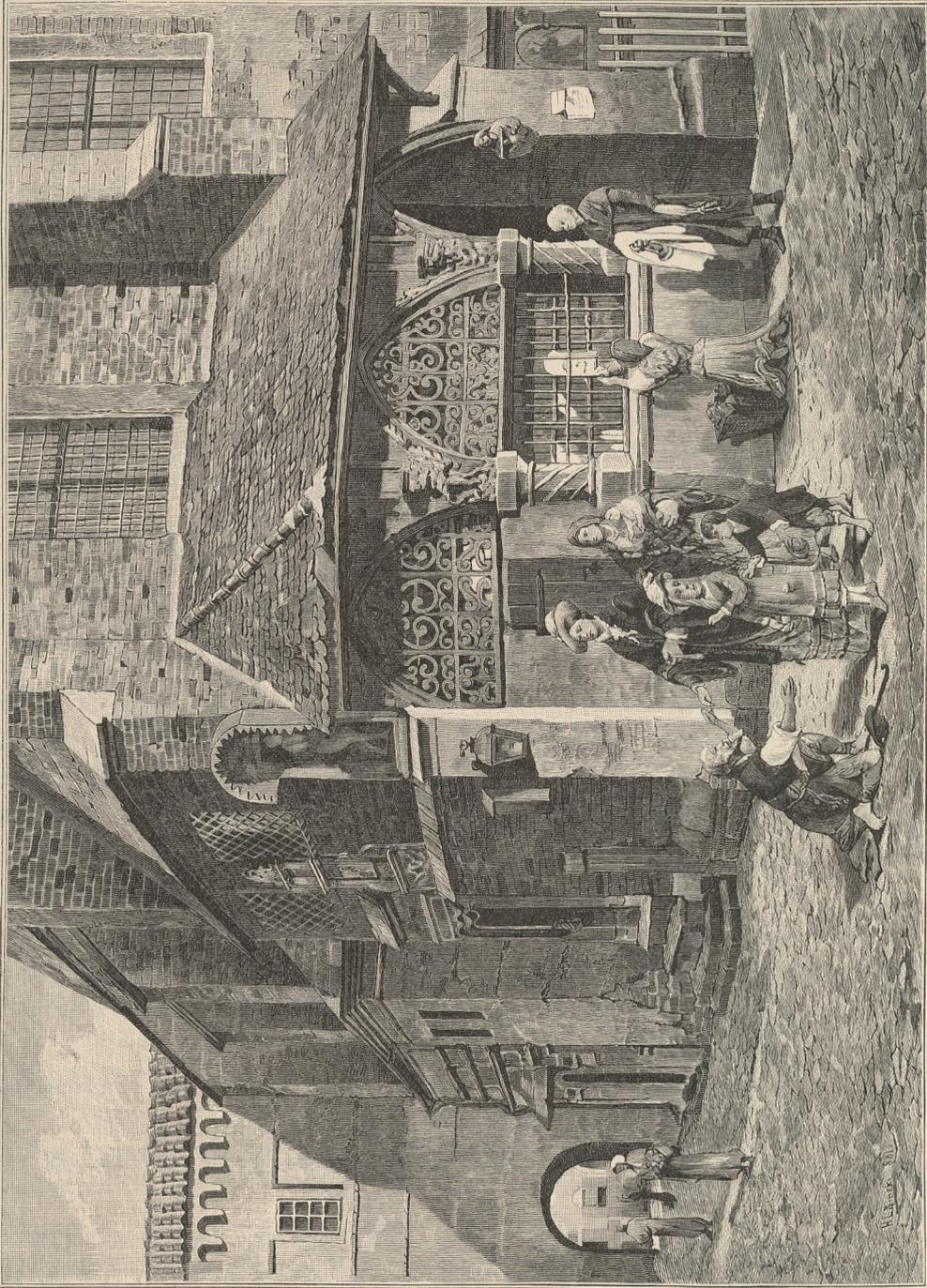
Grabmal des Peter Salomon in der Marienkirche zu Krakau.

angesiedelt hatten. Hier aber, in dem heutigen Palaste der Grafen Potocki, wohnten berühmte Humanisten; später ward da eine Buchhandlung untergebracht. Der Sohn Peters des Großen, dann Prinz Josef Poniatowski, später der König von Sachsen und gleichzeitig Fürst von Warschau und endlich Kaiser Franz Joseph I. und Erzherzog Rudolf: sie alle sind in diesem Hause abgestiegen. Die Krakauer, sowie fremde Künstler und Kunstforscher besichtigen dort heute eine Reihe von Gemälden ersten Ranges, namentlich

eine Hirtenscene, welche dem Giorgione zugeschrieben wird. So erzählen der Reihe nach die Häuser des Ringplatzes dem Wanderer von der Vergangenheit, indem sie manchmal ihre schönen Vorhallen seinen Blicken zeigen oder ihm gestatten, durch das geöffnete Thor den von Arcaden umgebenen Hofraum zu erblicken.

Aber am meisten hat wohl die Tuchhalle (Sukiennice) zu erzählen. Auch sie reicht bis zum Privileg Boleslaus des Schamhaften aus dem Jahre 1257 zurück, auch sie hat eine ganze Reihe von Veränderungen durchgemacht. Sie bestand anfänglich aus zwei Reihen von Kaufläden und wurde endlich eine der merkwürdigsten und charakteristischsten Bauten der Stadt. Vor zwanzig Jahren restaurirt, besitzt die Tuchhalle heute schöne gothische Lauben, und wenn sie auch Spuren der verschiedensten Epochen der Baukunst an sich trägt, so sind diese Bruchstücke doch so zusammengestimmt, so innig untereinander verbunden, daß der Bau mit seiner Attica, seinen steinernen phantastischen Masken, Nischen, der gothischen Bogenwölbung seiner Kreuzgänge und seinen Kapitälern, welche nach Matejko's Zeichnung gemeißelt wurden, ein vollständiges, ineinander fließendes, kräftiges Ganzes darstellt. Im Mittelraum erstreckt sich von einem Ende zum anderen eine lange, mit einem Tonnengewölbe gedeckte Halle, welche zu beiden Seiten mit Kramläden besetzt, von Leben und Bewegung der Käufer, von den Anpreisungen der Verkäufer wiederhallt. Hier haben zu verschiedenen Zeiten Festlichkeiten stattgefunden, und die Erinnerung an einige derselben dauert bis auf den heutigen Tag. Hier begrüßte man im Jahre 1809 den Prinzen Josef Boniatowski, den Anführer der napoleonischen Armee; das letztemal wurde dieses Innere in einen Ballsaal verwandelt, als im Jahre 1880 Seine Majestät Kaiser Franz Joseph hier weilte. Im ersten Stockwerke des Baues sind zwei artistische Institute untergebracht. Das eine ist der alte und hochverdiente Kunstverein, das zweite, jüngere Institut entstand im Jahre 1879 dank der Opferwilligkeit des in Rom lebenden weithin berühmten Malers Heinrich Siemiradzki. Im Nationalmuseum häufen sich immer mehr und mehr Werke polnischer Kunst aus Vergangenheit und Gegenwart; bietet auch die Sammlung nicht hinlänglich viel, um die ganze historische Entwicklung oder das volle Aufblühen der polnischen Malerei zu würdigen, so findet doch der Kunstfreund in den ausgestellten Gemälden und Skulpturen, in den vorhandenen Gemmen und Cameen, in Originalen und Abgüssen der in Polen geschaffenen Plastik des Mittelalters und der Renaissance, sowie in den kirchlichen Malereien der Ruthenen reichen Stoff anziehender Belehrung.

Unweit der Tuchhalle ragt ein Thurm empor, der einzige Überrest des zerstörten Rathhauses. Verschwunden sind die weitläufigen Gebäude, welche sich ehemals — noch zu Beginn des XIX. Jahrhunderts — in seiner Nähe befanden, verschwunden die meisterhaft verfertigte Uhr, an der nach mittelalterlichem Brauch allegorische Figuren hervortraten,



Eingang der St. Barbara'skirche in Graz.

welche die Stunden anzeigten. Der gothische Thurm, heute des größten Theiles seiner Zierden beraubt, mit einer späteren Bedachung abschließend, steht nun vereinsamt und traurig da, gleichsam Tag und Nacht über die Vergangenheit nachsinnend. Wohl verkündet er auch den heutigen Geschlechtern, die er nicht mehr versteht, die Stunden; doch irrt er zuweilen, und wenn er auch seine Pflicht erfüllen will, es geht nicht mehr, denn alles an ihm ist erstarrt und leblos. Nachts aber, im Glanze des Mondlichtes, das sich über den ganzen Ringplatz ergießt, nimmt er einen seltsamen Ausdruck, eine ungeheure Würde an. Er steht da, wie ein Finger Gottes, hochragend, gleichgiltig auf Leben und Treiben der Mitwelt niederblickend. Er sieht auf das Kirchlein des heiligen Adalbert herab, das, älter als er, heute barock, ehemals aber ein romanischer Bau gewesen ist, er sieht auf die uralte Tuchhalle, gleich ihm eine Kronzeugin großer traumhafter Vergangenheit.

Zweimal in der Woche wird in Krakau eine Messe abgehalten, und da überschweben die Sufmanen¹ der die Stadt umgebenden Dörfer den ganzen Ringplatz. Da ist es laut in der Stadt, alles ist bewegt, alles farbig. Manchmal auch fährt eine Bauernhochzeit über den Platz, die Braut und ihre Angehörigen sitzen auf Wagen, die Brautjunker jagen auf ihren Pferden voraus. Viele benachbarte Dörfer gehören zur Pfarre der Frauenkirche, und die Mädchen, die in Meierhöfen geboren worden, von wo aus man die Thürme der Pfarrkirche sieht, anerkennen keine andere kirchliche Einsegnung, als jene, die sich in den Mauern des alten Gotteshauses vollzieht. Am lebhaftesten aber geht es hier zur Zeit des Frohnleichnamsfestes zu. Im Vergleiche mit den stolzen Processionen in Italien und in Wien ist der kirchliche Umgang in Krakau an diesem Tage freilich bescheiden, provinziell und ärmlich; um so leuchtender aber wirkt das locale Colorit, um so erbauender die Andacht und tiefe Sammlung der Theilnehmer. Eine ganze Woche hindurch ist die Stadt voll flatternder Fahnen, bis endlich in der Octave des Festes der Ringplatz abermals festlich umgangen wird. Wenn der letzte Fahnenträger wieder in die Frauenkirche zurückgekehrt ist, beginnt eine eigenartige Volksbelustigung. Vor Jahrhunderten sollen die Tataren gerade an dem Tage eines ähnlichen Kirchenfestes in Krakau eingefallen sein. Ein Fischer aus der Vorstadt hatte damals einen Haufen junger Burschen zusammengesessen und mit ihnen den Feind verjagt. Ein Nachkömmling jenes Fischers verkleidet sich bis auf den heutigen Tag in einen Tataren, besteigt ein hölzernes Pferd und stürmt nach dem Ringplatz von einer Schaar von Gassenvolk umgeben. Wer ihm nahe kommt, den traktirt er mit Stockschlägen, er selbst aber streckt die Hand nach dem Gelde aus, das man ihm aus den Fenstern zuwirft.

Vom Krakauer Ringplatz laufen je einige Gassen nach allen Weltgegenden hinaus. Die wichtigste unter ihnen führt uns zur Burg, sie wird auch bis auf den heutigen Tag die

¹ So wird das Oberkleid des galizischen Bauers genannt.

Burgstraße genannt. Ehe wir jedoch diesen Weg verfolgen, wollen wir uns westwärts, nach der Annengasse wenden, um die alte jagiellonische Universität zu besuchen.

Die Krakauer Universität, im Jahre 1364 durch Kazimir den Großen gegründet, durch Ladislaus Jagiello im Jahre 1400 vervollständigt, gehört zu den ältesten, zu den berühmtesten Universitäten Europas. Ungarn, Schweden, Sächse und namentlich Deutsche kamen in großer Anzahl, um hier zu lernen. Der historische Faust, „Georgius Sabellicus“, „Faustus iunior“, „magus secundus“, war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schüler des jagiellonischen „studium generale“. Erst im XXVII. Jahrhundert gerieth die Hochschule in Verfall, von dem sich dieselbe jedoch in den letzten Jahrzehnten der polnischen Republik auf kurze Zeit wieder erhob. Heute befindet sie sich in einer neuen Epoche des Aufblühens und Gedeihens.

Der Bau, welcher in der Annengasse steht, stammt aus dem Ende des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. Er beherbergt jedoch keine Lehrsäle mehr, sondern nur die Bibliothek, welche, namentlich an alten polnischen Drucken reich, über 200.000 Werke und mehr als 5000 Handschriften besitzt. Unter den Letzteren ist: besonders der sogenannte Codex picturatus zu erwähnen, welcher die alten Kunst- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau sammt herrlichen Miniaturen enthält. Jenen, welche die Bibliothek besichtigen, pflegt man gewöhnlich außer den Unterschriften der Monarchen und berühmten Gäste ein großes Buch aus Pergament zu zeigen, auf dessen einer Seite sich ein großer schwarzer Fleck befindet. Der Sage nach war dieses Buch Eigenthum jenes Twardowski, welchen man den polnischen Faust nennt; dieser Fleck aber ist nichts anderes, als die Spur der Krallen, welche Satan einstmals auf das Buch des Zauberers legte.

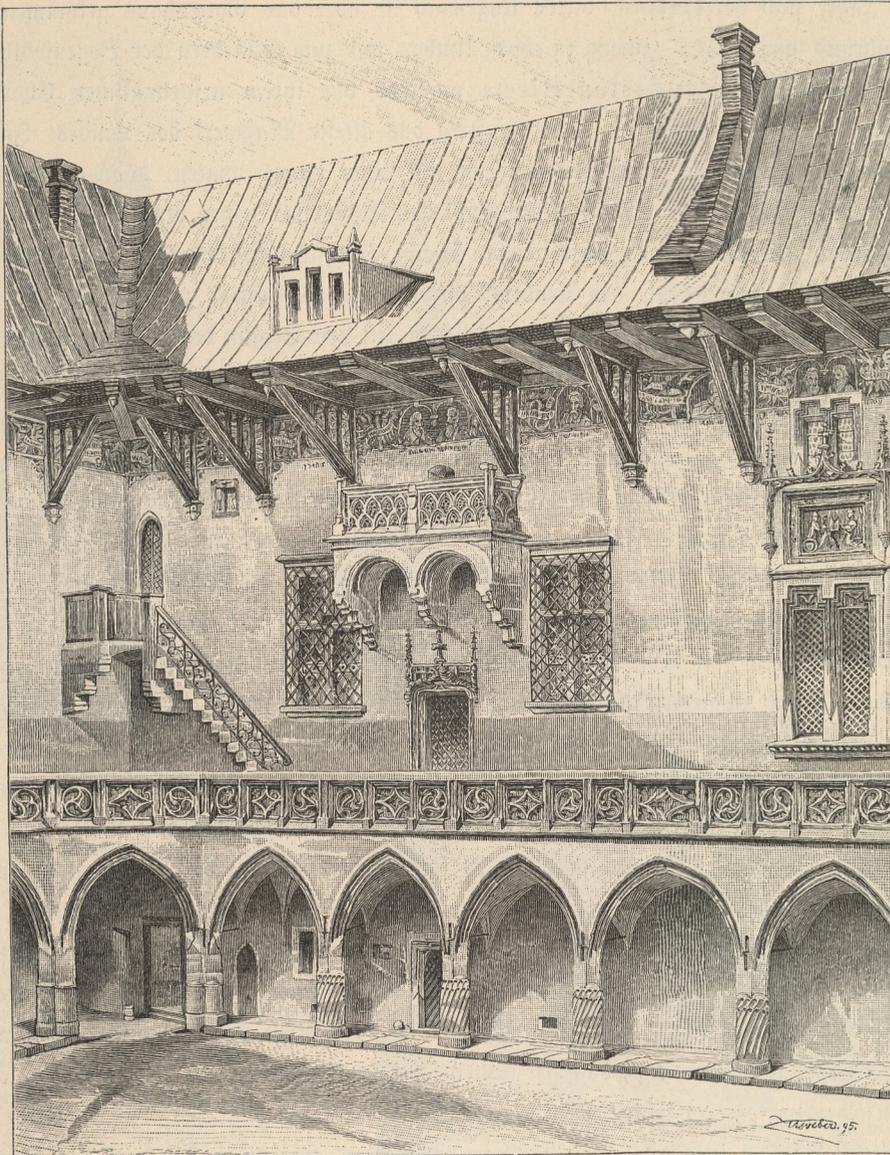
Zahlreiche Um- und Zubauten haben den äußeren Anblick (des ehemaligen Collegium maius, das heute der Bibliothek dient, verändert. Die letzte Restauration (1841 bis 1864) hat die verschiedenen und verschiedenartigen Gebäude zu künstlerischer Einheit miteinander verbunden, ohne den ursprünglichen Charakter zu verwischen. Jeden Vorübergehenden fesselt der Anblick der zwei Facaden, nach der Annengasse und nach der Jagiellonischen Gasse hin. Man muß jedoch in das Innere des Baues treten, einen Blick in die Kapelle und in den Wohnraum des heiligen Joannes Cantius, ehemaligen Professors und heutigen Patrons der Hochschule, werfen, man muß im Innenhof stehen bleiben, um den Zauber und die Stimmung dieses alten Bauwerkes richtig zu würdigen. Ringsherum läuft ein Gang, der auf meisterhaft geschmiedeten gothischen Säulen ruht, welche die complicirte Wölbung stützen. Weiter oben, über dem Säulengange, sind in die Wand alte Basreliefs, alte Thürfutterungen, Balkone, Gedenktafeln eingeffügt. Das Dach, über der lothrechten Linie der Mauern kräftig ausladend, ruht auf hölzernen Stützpfählern. Im Hofe ist es stille und feierlich, selbst in den frühen Morgenstunden, wenn die Besucher in

die Säle der Bibliothek eilen. Mitten im Hofraume der Jagiellonischen Bibliothek erhebt sich ein Brunnen. Bald wird an seiner Stelle eine Statue des jungen Copernicus erstehen, welcher ein Schüler der Krakauer Hochschule gewesen ist. Auch lohnt es sich wohl der Mühe, alle die gewölbten Säle zu durchwandeln, welche mit den Standbildern berühmter Männer angefüllt sind, sowie die „Stuba communis“ zu betrachten, deren Erker heute noch erhalten ist und in welcher die Letzte aus dem Geschlechte der Jagiellonen, Königin Anna, die Gemalin Stefan Báthorys, einmal unter den Professoren Platz genommen hat.

In der Nähe des heutigen Bibliotheksgebäudes befinden sich verschiedene wissenschaftliche, zur Universität gehörige Anstalten. So hinter dem ehemaligen Collegium maius das Collegium minus, ein Bau ohne ausgeprägtem Charakter, das zoologische Kabinet, das chemische Laboratorium und vor allem das sogenannte „Collegium novum“, ein neuer Bau, welcher, im Jahre 1887 eröffnet, hauptsächlich zu humanistischen und rechtswissenschaftlichen Vorlesungen dient. Der Architekt hat es hier verstanden, sich der Umgebung anzupassen. Namentlich verdient das Innere desselben Lob, während überdies Aula, Conferenz- und Lehrsäle viele werthvolle Malereien enthalten. Die Kliniken, Spitäler, Laboratorien, das „Theatrum anatomicum“, der botanische Garten und andere mit der Universität zusammenhängende Institute haben, ferne vom Mittelpunkte der Stadt, im östlichen Stadtviertel Unterkunft gefunden.

Neben dem ehemaligen „Collegium maius“ erhebt sich das St. Annengymnasium, ein berühmtes Lyceum, in dessen Mauern viele bedeutende Männer ihre Erziehung empfangen haben. Schüler dieser Anstalt war unter anderen auch Jan Sobieski. Auf der anderen Seite der Gasse, gegenüber dem Gymnasium, öffnet ihre Pforte die St. Annenkirche, ein interessanter Barockbau, der gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts und, wie es heißt, nach dem Muster der Kirche St. Andrea della Valle in Rom erbaut wurde. Die Wände der Kirche sind mit Porträts und Grabdenkmälern von Professoren der Universität bedeckt, der Altar des Querschiffes birgt die Reliquien des heiligen Joannes Cantius. Mikolaus Copernicus und einer der größten polnischen Dichter, Julius Slowacki, haben hier auch ihre ungemein bescheidenen Grabmäler gefunden.

Wenn wir uns von der St. Annenkirche aus über die Plantagen in die Burgstraße begeben, kommen wir an dem bischöflichen Palaste vorüber. Der große Brand im Jahre 1850 hat den ganzen Stadttheil zerstört und auch diesen alterthümlichen Bau nicht verschont. Im Hofraum jedoch kann man noch die Überreste einer prächtigen Colonnade erblicken. Wir treten nun auf den kleinen Platz und, wenn wir uns mit dem Gesichte nach Süden wenden, haben wir zu unserer Rechten den ehemaligen Palast der Grafen Wielopolski, das heutige Magistratsgebäude, sowie die Kirche und das Kloster der Franziskaner; zur Linken aber den kühnen Bau der Dominikanerkirche. Vor einigen Jahrzehnten stand



Hofraum der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau.

hier noch eine ganze Reihe von Bauten, von welchen heute nur mehr wenige alte Krakauer etwas wissen. Der Name „Allerheiligenplatz“ erinnert daran, daß sich hier ehemals eine Kirche dieses Namens befand.

Die Jünger des heiligen Franz von Assisi gelangten früh nach Polen. Am Anfang der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurde ihnen in Krakau eine Kirche gebaut.

Viele Jahre sind verfloßen, vieles Ungemach ist über das Gotteshaus gekommen, die Feuersbrunst von 1850 zwang zu einem Umbau und zum Erniedern der Bogenwölbung; dennoch hat die Franziskanerkirche manches von ihrem ursprünglichen Charakter bewahrt; sie zeigt z. B. an ihren Fenstern das älteste Maßwerk des Landes. In der neuesten Zeit hat man das Presbyterium mit einer etwas bunten, doch individuellen Polychromie geschmückt. An die Kirche stößt das Kloster mit seinen prächtigen, gothischen Kreuzgängen. Die Malereien einer späteren Epoche, wahrscheinlich des XVIII. Jahrhunderts, haben es nicht vermocht, den Eindruck dieser Bogenwölbungen zu zerstören. An den Wänden hängen Bildnisse der Krakauer Bischöfe seit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts. Unter denselben befindet sich eine Menge von Grabmälern und Gedenktafeln. Das Kloster der Franziskaner spricht eine lebendige Sprache zu allen jenen, welche in der Geschichte und Legende der Vergangenheit bewandert sind. Ladislaus Ellenhoch barg sich hier im Jahre 1289 und ließ sich, in ein Mönchshabit verkleidet, an einer Schnur herab, um dem Kriegsvolk des Breslauer Fürsten Henricus Probus zu entgehen. Er sollte bald darauf als Herrscher zurückkehren. Nahezu hundert Jahre später waren die Wände des Refectoriums Zeugen der geheimen Zusammenkünfte der Erbin des polnischen Thrones, Hedwig, mit ihrem Verlobten Wilhelm von Osterreich. Die Liebe zum Vaterlande jedoch siegte über persönliche Neigung. Indem Hedwig dem lithauischen Fürsten Jagiello ihre Hand reichte, gewann sie den polnischen Landen einen Bundesgenossen und dem Christenthum Tausende von Seelen.

An der anderen Seite des Platzes steht die Dominicanerkirche, welche um die Mitte des XIII. Jahrhunderts erbaut wurde. Spuren des ursprünglichen Baues sind noch heute sichtbar. Dem Unglücksjahre 1850 folgte eine verunglückte Restauration. Man baute eine häßliche Vorhalle an und füllte das Innere mit einer Masse schlechter neugothischer Sculpturen und mit Gemälden, welche unbewußte Caricaturen Overbecks sind; man erbaute einen neuen ebenso kostspieligen als mißlungenen Hochaltar, man bedeckte die Wände mit einer conventionellen Polychromie; doch blieb das Gewölbe unverändert und niemand hat es gewagt, das alte gemeißelte Portal zu verderben. So ist trotz alledem diese Kirche eine der größten Sehenswürdigkeiten Krakaus geblieben. In der Nähe des Hochaltars befindet sich das steinerne, in die Mauer eingefügte Denkmal des Fürsten von Krakau, Leszek des Schwarzen (gestorben 1288), sowie die bronzene Grabplatte des berühmten Philipp Buonaccorsi, genannt Callimachus (gestorben 1496). Um die Kirche herum erstanden im Laufe der Jahrhunderte einige schöne Kapellen. In einer derselben, welche sich im ersten Stockwerke befindet und in der Barockzeit theilweise umgebaut wurde, ruhen die irdischen Überreste des heiligen Hyacinth (gestorben 1257). Das Kloster enthält sehr schöne gothische Kreuzgänge und in den letzten Jahren hat man in demselben interessante Reste romanischer Baukunst entdeckt.



Die Kathedrale in Krakau.

Die Burgstraße, welche uns zur Burg führen wird, hat nicht viel von ihrem Charakter bewahrt. Das Haus, in welchem Veit Stoß gewohnt, hat das Aussehen eines neuen, banalen Hauses. Nur hie und da kommen alte Sculpturen vor, welche in die Mauern eingelassen sind. Doch wird die Straße durch Gotteshäuser belebt. Vor allem durch die großartige, zu Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts erbaute, ehemals den Jesuiten zugehörige Peterskirche, einen edlen Barockbau in Kreuzform mit einer schönen leichten Kuppel; ein Bau,



dessen „ganze breite Kraft, die saftige Formensprache, die gediegene Raumentfaltung“ von C. Gurlitt anerkannt wurde. Weiter treffen wir auf die St. Andreaskirche, welche noch viele Merkmale ihres ursprünglichen, romaniſchen Charakters an ſich trägt. Endlich noch die kleine gothiſche St. Agidiuskirche mit ihren marmornen Chorſtühlen aus der Zeit der Renaissance und einzelnen Proben der localen Zunftmalerei. Rechts davon erhebt ſich vor unſeren Blicken die majeſtätische Burg von Krakau. Sie ſteht auf der Wawel genannten Anhöhe. Ehemals ragten dort ſicherlich mehr Thürme auf, als heute; am Ende des XVIII. Jahrhunderts ſtanden hier noch drei Kirchen. Gegenwärtig iſt nur eine übrig, die Kathedrale.

Die königliche Burg iſt in Kafernen umgewandelt worden; von Militärſpitälern umgeben, durch Feuersbrünſte, Einfälle und das Hausen der Rekruten ganz zugrunde gerichtet, beſitzt ſie nur mehr wenige Spuren ihrer einſtigen Pracht. Nur von außen imponirt ſie noch, indem ſie von ihrer Höhe ſtolz auf die Stadt und die Vorſtädte herab blickt. Allein, von dem ungeheuren prächtigen Hofe abgesehen, welcher an drei Seiten von einer kühnen, durch drei Stockwerke laufenden, gegenwärtig überlaſteten, umgebauten Colonnade umgeben iſt, bietet das Innere einen traurigen Anblick dar. In einem der größeren Säle wurden die Marmorsäulen durch hölzerne Pfeiler erſetzt, in einem andern wurde die caſſetirte Decke mit einer Tünchſoffite verkleidet. Die herrlichen Fenster des erſten und zweiten Stockwerks aus den Perioden der Gothik und der Renaissance ſind vermauert, die ſchönſten Thüren muß man heute in der Regimentsküche ſuchen. In dem alten, gewölbten, auf einem Pfeiler ruhenden Saale liegen jezt die kranken Soldaten. Die ganze ſüdliche Seite des Wawel nehmen moderne, häßliche Bauten ein, Spitäler oder Kanzleien. Nur an einigen Stellen haben ſich alte Stuccoarbeiten und Thüreinfassungen erhalten, nur hier und dort zeigt ſich eine unverwiſchte Spur, ein Wappen der Waſa-Dynaſtie. Drei alte Thürme ſtrecken noch ihre, von kleinen Fensterchen durchlöchernten Ziegelmauern in die Höhe. Keine Reſtaurirung wird jemals die ehemalige Burg der Piaſten und der erſten Jagiellonen wieder erſtehen machen können, ſie vermöchte höchſtens den Anblick der Burg, wie er im XVI. Jahrhundert war, zu erneuern. Einen Jeden, der heute die Burg betrachtet, müſſen zwei Inſchriften frappiren; beim Eintritt in den Hof leſen wir: „Si Deus nobiscum, quis contra nos?“ und an dem erwähnten Erker treten die melancholiſch ſtimmenden Worte hervor: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis“.

Auch die Kathedrale der Stadt Krakau bedarf der Renovirung.

Wir treten durch ein Thor ein, das der Spät-Renaissance angehört, und ſtaunen die an eiſernen Ketten hängenden Rieſenknochen irgend eines vorjüdiſchluthlichen Thieres an. Links ragt der Uhrthurm in die Höhe, den eine leichte maleriſche, aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts datirende Kupferhaube deckt. Rechts befindet ſich der ſogenannte

„Thurm der silbernen Glocken“, welcher unten viereckig, oben n octaedrisch ist und leider seinen ehemaligen Abschluß eingebüßt hat, den er jedoch bei d der jetzigen Restauration wieder erhalten soll. Die Thorflügel des Gotteshauses sind m mit Eisen beschlagen und tragen das Monogramm Kazimirs des Großen (1333 bis 1370).

Im Vergleich mit vielen monumentalen Bauten Krakaus is überrascht das Innere der Kathedrale durch die Niedrigkeit seiner Deckenwölbung und deren Mangel an Höheit. An den Wänden sieht man alte Statuetten und Überreste alter Malerei. Später angebrachte Teppichgewebe verhüllen die architektonischen Linien. Dem Besuchshauer gegenüber steht der messingene Baldachin aus dem XVII. Jahrhundert, welcher den si silbernen Sarg des heiligen Stanislaus, Bischofs von Krakau, des Märtyrers und 2 Landespatrons beschattet. Im Hintergrunde, hinter den schönen Chorsthühlen, erheben sich h Reste eines abgetragenen Barockaltars, zu welchem einige Stufen hinaufführen. Zwischen diesen Stufen sind drei Grabmäler angebracht. Rechts ruht die Königin Hedwig, die ie Gemalin des Ladislaus Jagiello, links einer der Bischöfe von Krakau aus dem XVII. I. Jahrhundert und in der Mitte befindet sich eine meisterhafte eherne Grabplatte, ein Relief, das dem Andenken des Cardinals Friedrich des Jagiellonen (gestorben 1503) gewidmenet und wahrscheinlich eine Arbeit Peter Vischers ist.

Um die volle künstlerische und geschichtliche Bedeutung dieser Kathedrale würdigen zu können, muß man die sie ringsumgebenden Kapellen, siebzehn a an Zahl, abgehen. Werfen wir einen Blick auf die wichtigsten. Gleich die erste zur Rechten birgt nicht nur die Marmorgrabmäler zweier Könige, deren eines die Signatur Beieit Stoß' trägt, besitzt nicht nur zwei merkwürdige gemalte Flügelaltäre, sondern fesselt voror allem das Interesse des Beschauers durch die Wandmalereien, welche in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts von ruthenischen Malern ausgeführt worden sind. In den folgenden Kapellen finden wir verschiedene Stile vertreten. Da ist ein Christus, Thorwaldsens Werk, dann eine aus Marmor gemeißelte weibliche Gestalt, deren Duplicat sich in derer Kirche von Santa Croce in Florenz befindet. An den Wänden und Pfeilern des Hauptbaues stehen wie lebend vor uns, oder liegen im ewigen Schlafe ruhend die hervorragenden Männer des XVI. Jahrhunderts: bewunderungswürdige Grabmäler, welche Zeugniß ablegen vom allmäligen Übergange der Kunstthätigkeit von der gothischen Tradition zum reichen Leben der Renaissance. Weiter folgt die Kapelle der Waja, die in il ihrem Innern mit Grabinschriften überfüllt, mit einer schweren Ornamentik beladen, n, an der Außenseite den edlen Stil der Siegmundskapelle nachahmt, wels' letztere re seit langem das schönste Denkmal der Renaissance nördlich der Alpen genannt wird.

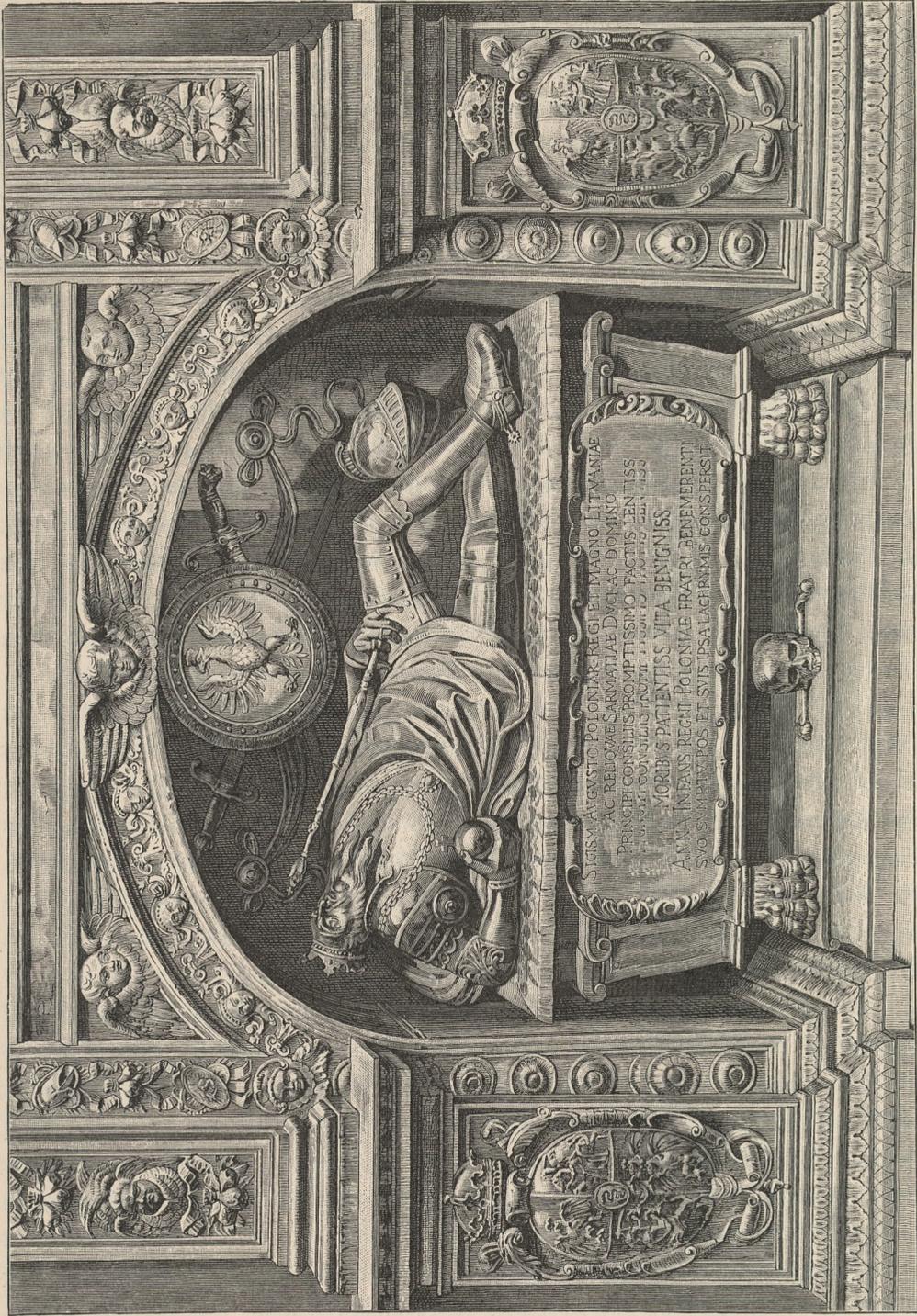
Diese Kapelle hat der Italiener Bartolommeo Berecccci in der Zeit zwischen 1518 bis 1530 gebaut, der hier seine ganze meisterhafte Einbildungskraft entfaltete, indem

er mythologische Figuren mit den Gestalten polnischer Ritter in Verbindung brachte und namentlich Ornamente erfand, welche nicht allein Krakauer Künstlern als Vorbilder dienen sollten. Die Kapelle wurde auf Kosten Siegmund des Alten (1506—1548) erbaut; er war es auch, der den silbernen Flügelaltar darin stiftete. Heute ruht er darin sammt seinem Sohne Siegmund August (1548—1572) und seiner Tochter Anna, der Letzten aus dem Stamme der Jagiellonen, Gemalin Stephan Báthorys. Alle drei liegen in den unterirdischen Räumen der Kathedrale in ansehnlichen Särgen und haben über der Erde schöne Grabmäler aus rothem Marmor, Arbeiten italienischer Künstler.

Und weiterhin, die Kapellen entlang, an den Wänden der Seitenschiffe, sowie auch an denen des Chorumgangs reiht sich Standbild an Standbild, Grabmal an Grabmal. Hier steht der nahezu ganz nackte Wladymir Potocki, von Thorwaldsens Meißel gebildet, dort ruht in einer prächtigen Grabstätte später Gothik, Kazimir der Große (gestorben 1370), aus rothem Marmor gemeißelt, unter einem schönen, auf Säulchen ruhenden Baldachin. Rund um den Sarg herum sind Figürchen in Hautrelief angebracht. An der entgegengesetzten Seite im rechten Seitenschiffe befindet sich das schöne Grabmal König Johann Albrechts (gestorben 1501), ein frühes Erbstück der Renaissance in Polen. Im Umgange, hinter dem Hochaltare, sind zwei Barockdenkmäler der Wahlkönige Michael Wisniowiecki (gestorben 1673) und Johann Sobieski (gestorben 1696); weiter dann, in einer schönen und ansehnlichen Kapelle, welche ehemals direct mit der Burg verbunden war, ruht in rothem Marmorgrabmal Stephan Báthory (gestorben 1586). Und überall ist es voll von Gedenktafeln, Bildnissen, voll von Grabmälern der Würdenträger, Bischöfe und Standespersonen. In der allgemeinen Empfindung ist die Krakauer Kathedrale schon lange, wenn nicht die polnische Westminsterabtei, so doch der „Campo santissimo“ der Nation.

Auf dem Wawel begraben zu werden, ist heute eine so große Ehre, daß niemand auch nur davon zu träumen wagt. Gehen wir an der reichen Schatzkammer der Kirche vorüber, an ihren alten Reliquienschrinen, ihren prächtigen Ornat, Infuln und Kelchen, an der goldenen Krone, dem Geschenke des Papstes an eine Königin von Polen. Steigen wir zu den Denkmälern und Gräbern in die Gruft hinunter.

Wir treten zuerst in die Krypte des heiligen Leonhard; einen, auf mit Würfelcapitälen geschmückten Säulen ruhenden romanischen Bau. In der Krypte, sowie in den mit ihr verbundenen unterirdischen Gemächern sind die polnischen Könige, von Siegmund I. angefangen, begraben. Seine Vorgänger ruhen, wie wir gesehen haben, oben in der Kirche. Der Sarg des großen Monarchen ist aus Stein gehauen, mächtig, ohne Zierath. Sein Sohn Siegmund August und seine Tochter Anna, die Gemalin Báthorys, liegen in zinnernen Sarkophagen im Stile der Renaissance; Stefan Báthory in einem ähnlichen. Die Könige von der Dynastie der Waja, Siegmund III., seine beiden Gemalinnen, Erzherzoginnen



Grabmal Siegmund II. August in der Kathedrale zu Krakau.

K. R. v. Siegl.

aus dem Hause Habsburg, Ladislaus IV. und seine Gemalin, sowie die Kinder dieses Hauses schlummern in reichen, zumeist mit Basreliefs verzierten Sarglisten. Es folgen die großen, monumentalen Särge der späteren polnischen Herrscher. Man vermißt unter ihnen den Letzten, Stanislaus August Poniatowski; sein Grab muß man in weiter Ferne suchen, in St. Petersburg. Hingegen haben zwei andere Männer in die Krypte der Könige Eingang gefunden, zwei Heerführer: Fürst Josef Poniatowski, Marschall der napoleonischen Armee, „le Bayard polonais“ und Thaddäus Kosciuszko.

Seit 1890 ruht in einer eigenen Gruft auf dem Wawel ein neuer Ankömmling: weder ein König ist er, noch ein Krieger, es ist ein Dichter. Adam Mickiewicz, der größte Sänger Polens, welcher in Constantinopel gestorben, dann in der Nähe von Paris begraben worden war, ist von der Nation dieser höchsten Ehre gewürdigt worden. Er hat sein größtes Werk mit einer Anrufung der Gottesmutter begonnen und ein Bild der Jungfrau, eine Copie des durch seine Wunder berühmten Bildes, das er in seiner Jugend in Litthauen sah, hängt heute über seinen irdischen Überresten. Bald wird ihm auch ein Denkmal auf dem Ringplatz errichtet werden. Und doch ist Mickiewicz zu seinen Lebzeiten niemals in Krakau gewesen. Den ganzen zweiten, längeren Theil seines Lebens hat er in der Verbannung jenseits des Umkreises polnischer Lande zugebracht. Der einzige Dichter ersten Ranges, welcher unsere Stadt besucht und allerdings in der Epoche ihres tiefsten Verfalles besichtigt hat, war Goethe. Er weilte hier im Herbst des Jahres 1790.

Verlassen wir indessen die Königsgruft und treten wir an die Oberwelt in den hellen Tag hinaus, lauschen wir dem Geflüster der Bäume zu Füßen der Burg, dem Rauschen der Weichsel und dem mächtigen Geläute der großen Kirchenglocke. Selten läßt sie ihre Stimme ertönen; zu den großen Kirchenfesten nur, aber auch am zweiten Mai, ihrem Namenstage. Sie trägt nämlich den Namen Siegmund, nach dem Könige Siegmund I. Sie wurde im Jahre 1520 von dem Nürnberger Meister Hans Behem gegossen. Wenn sie von der Höhe ihres eigenen, neben der Kirche einzeln dastehenden Thurmes erdröhnt, durchbebt die ganze Stadt eine ungewöhnlich feierliche Stimmung.

Rehren wir in die Burg zurück und werfen wir aus ihren Nordfenstern einen Blick hinunter auf die Stadt, so tauchen jenseits der schon beschriebenen Kirchen und des Kranzes der Plantagen die Vorstädte von Krakau auf. Links liegt der „Piasek“ (Sand) mit der Kirche und dem Kloster der Karmeliter. An einer Wand wird die in Stein ausgehöhlte Fußform der Königin Hedwig gezeigt, einer jener Frauen, welche, wie etwa Jeanne d'Arc, die Kirche nicht canonisirt hat, die aber die Volksmassen einer Heiligen gleich verehren. Weiter rechts vom Beschauer liegt der „Kleparz“, in den alten Documenten „Clepardia“ oder „Florentia“ genannt. Diese letztere Benennung verdankt die Vorstadt der St. Florianskirche, die wohl ihren ursprünglichen Charakter fast ganz eingebüßt hat,

aber ein plastisch ausgeführtes Triptychon spätgothischen Stiles enthält und überdies einige der schönsten Schöpfungen des Malers Hans Suesß von Kulmbach. Jenseits des Kleparz dehnt sich die Ebene aus: Wiesen, mit Bäumen bepflanzte Straßen, Dörfer, die oft reich sind an historischen Erinnerungen, weiterhin Anhöhen, welche nicht mehr zu Oesterreich gehören.

Um die südliche Umgebung Krakaus mit einem Blicke zu umspannen, genügt es, an die Festungsmauer unweit jener Höhle heranzutreten, wo einstmals der furchtbare Drache hauste, den Krak, der Gründer der Stadt, erschlug. Weit im Hintergrunde ragt das Tatragebirge empor. Am Horizonte taucht der Thurm der Kamansdulenserkirche in Wielany auf. Jenseits der dem Flusse entsteigenden Nebel erblickt man die Kirche von Tyniec und die Ruine der im XI. Jahrhundert dort angelegten Benedictinerabtei.

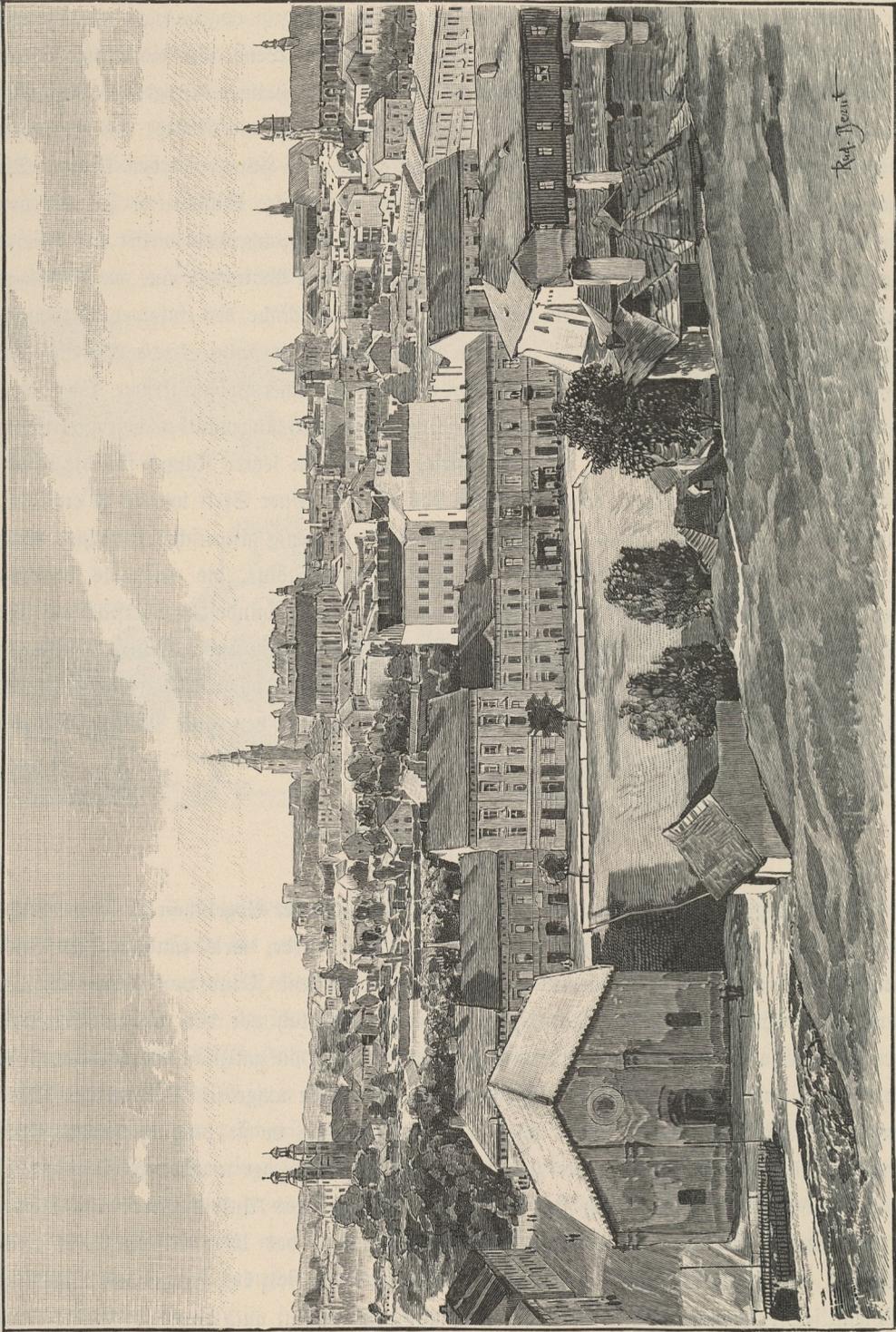
Näher dem auf dem Wawel stehenden Beschauer windet sich die Weichsel dahin. An ihrem linken Ufer erhebt sich das Kloster der Norbertanerinnen, das im XII. Jahrhundert gegründet und, obwohl es umgebaut worden ist, dennoch außerordentlich malerisch ist. Rechts vom Kloster dehnen sich große, grüne Gemeindeweiden aus, wohin infolge uralter Privilegien die Kühe der Stadt Krakau auf die Weide getrieben werden. Hinter diesen Weideplätzen leuchtet der Palast der Fürsten Czartoryski hervor, der, heute mit Kunstschätzen gefüllt, im XVI. Jahrhundert von einem berühmten Humanisten erbaut wurde. Über die Ebene ragt jedoch ein auf einer Anhöhe aufgeschütteter Grabhügel, ein in seiner Art einziges Denkmal empor. Südlich von Krakau ragt ein Tumulus des fabelhaften Begründers der Stadt, des Drachentödters Krak oder Krakus, empor. Im Osten der Stadt, unweit der Ansiedelung Mogilas, die in den alten Documenten den lateinischen Namen „Clara Tumba“ führt und zu dem im XIII. Jahrhundert gegründeten Cistercienserkloster gehört, befindet sich noch ein anderer Grabhügel, welcher dem in Andenken Wandas, jener mythischen Fürstin, geweiht ist, die sich in die Weichsel gestürzt haben soll, um keinem fremden, deutschen Ritter ihre Hand reichen zu müssen. Als man im Jahre 1818 die Überreste Kosciuszko's nach Krakau brachte und sie neben denen Königsgräbern auf dem Wawel beifetzte, entstand die Idee, den letzten Unabhängigkeitshelden Polens durch ein außergewöhnliches Denkmal zu ehren. Es liegt etwas Erergreifendes in dem Einfall, dem Helden Kosciuszko einen eben solchen Hügel aufzuschütten, wie jene sind, welche von den legendären Riesengestalten Zeugniß ablegen. Die hervorragendsten Männer der Gesellschaft spannten sich in die Karren und führten die Erde zu. Zwischen den Jahren 1820 und 1823 ist dieser Aufwurf entstanden, welcher fast die Dimensionen eines wirklichen kleinen Erdhügels hat.

Der Blick des Touristen, welcher von der Höhe des Wawel herabsieht, ruht nicht nur auf der Landschaft. Links, auf der Ostseite, beinahe zu seinen Füßen, liegt eine andere

Krakauer Vorstadt. Sie verdankt sowohl ihr Bestehen, als auch ihren Namen dem Könige Kazimir dem Großen. Es ist dies der Kazimir, eine Stadt für sich, welcher der genannte König im Jahre 1335 Privilegien verlieh, und die im Laufe der Zeit ein Judenviertel Krakaus wurde. Das berühmte Amsterdamer Ghetto kann sich an malerischem Eindruck nicht mit dem Kazimir messen. Hier ist dasselbe Menschengewühl, dasselbe beunruhigende Treiben in den Gassen; allein die Sonne beleuchtet hier kräftiger all' die gelben Kopftücher der Verkäuferinnen, all' die langen Atlasröcke, die nervösen Gesichter, die Fuchsfellmützen. An einem hellen Sulitage könnte man hier fast meinen, man sei nach dem fernen Osten gekommen, ein solches Drängen, ein solches Lärmen, ein solches Geschrei in einer fremden, unverständlichen Sprache! Jeden Freitag Abends schimmern die Fenster der elendesten Häuser im Lichterglanz. Jeden Sabbath belebt sich die Vorstadt. Wie viele charakteristische Köpfe, wie viele glühende, doch immer traurige Augen! In den Synagogen versammeln sich die älteren, ernstern Israeliten. Es gibt unter diesen Bethäusern sehr interessante und schöne, obwohl zumeist verödete. Das bekannteste darunter ist ein aus dem Ende des XIV. Jahrhundert stammender Hallenbau, welcher im XVI. Jahrhundert außen und innen umgestaltet wurde. Er besitzt einen schönen, schmiedeeisernen Baldachin, reiche Renaissancezierathen an den Wänden und viele schöne messingene Kronleuchter.

Inmitten der vornehmlich von Israeliten bewohnten Vorstadt erheben sich prächtige christliche Gotteshäuser; vor Jahren waren dieselben noch viel zahlreicher. Die Kirche, welche am wenigsten ihren ursprünglichen Charakter bewahrt hat, ist die St. Michaelskirche „am Felschen“, wo im Jahre 1079 König Boleslaus der Wilde den Krakauer Bischof, den heiligen Stanislaus, erschlug. Hier befand sich, nach der Ansicht vieler Forscher, die ursprüngliche Kathedrale. Heute haben wir hier einen Bau des XVIII. Jahrhunderts vor uns. In der Nähe davon steht die St. Katharinenkirche, vielleicht der schönste gothische Bau Krakaus, auf jeden Fall aber die reichste an stilisirten Steinornamenten, Nischen, Portalen und Stabwerk. Ihr Begründer war Kazimir der Große. Das durch Brände zerstörte Gewölbe des Hauptschiffes wurde durch ein hölzernes, dem ersteren nachgebildetes ersetzt. Auch hier mangelt es nicht an Grabmälern, interessanten alten Triptychen und kostbaren Geweben aus dem XV. Jahrhundert. Kazimir der Große soll auch den Bau einer anderen großen Kirche dieser Vorstadt begonnen haben, den der Kirche „Corpus Domini“. Mit Ausnahme der aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Thurmhaube, des ungeheuren großen Barockaltars, der Renaissancekapellen und der Rococoornamente — diese letzteren gehören fast zu den Seltenheiten in unserer Stadt — hat das Ganze seinen kühnen, gothischen Charakter bewahrt.

Krakau ist eine stille, träumende Stadt. Hat man sie am Tage und in den Einzelheiten besichtigt, so muß man sie noch einmal bei Nacht betrachten. Vom Beginn



Strakonitz in der Gegenwart.

der Abenddämmerung an profiliren sich ihre Bauten auf dem opalfarbigem Grunde des Firmaments und es tritt mehr als eine Schönheit hervor. Wenn aber die Lichter in den Fenstern erlöschen, wenn das Mondlicht mit seinem Goldschimmer den großen Ringplatz übergießt, dann spielen auf den Fenstern der Frauenkirche die Reflexe der vor dem Altare brennenden Lampe, die Thürme wachsen empor, die Häuser werden kleiner. Die auf der Höhe stehende Burg zeigt eine mächtige und stolze Silhouette. In die von Erinnerungen strotzende Stadt kehrt das alte Leben der Vergangenheit wieder ein. Wer es kann und will, erblickt da im Hofraum der jagiellonischen Bibliothek eine bunte Menge mittelalterlicher Schüler, auf dem Ringplatze aber, in der Nähe des einsamen Rathhausthurmes sieht er die Huldigung vor sich gehen, welche im Jahre 1525 Albrecht, der säcularisirte Großmeister des Kreuzherrs-Ordens, dem Herrscher Polens leistete. Oder aber, nach Westen blickend, wird sich der im Geiste Schauende jenen Augenblick vergegenwärtigen, da Thaddäus Kosciuszko den Schwur leistete, als er zum letzten Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes hinauszog. Um das alles in seiner Seele wieder zu erwecken, muß man kein Krakauer sein, dazu gehört nur ein klein wenig historischen Gefühls. Auch muß man sich darüber Rechenschaft geben, daß, wer Städte, die einstmals berühmt gewesen und heute verfallen sind, richtig würdigen, zum mindesten oberflächlich ihre Vergangenheit kennen lernen will, sie ohne Vorurtheil sorgfältig und eingehend besichtigen soll. Er muß wissen, daß die schlafenden Städte am Tage banal und leblos dastehen; mit den Abendstunden aber kehrt Stimmung in sie ein und den alten Mauern entsteigt ewige Schönheit und Poesie.

Lemberg.

Lemberg ist eine Stadt ohne Perspective, nur aus der Vogelschau zu sehen. Nicht wie es einer einst uneinnehmbaren Feste anstehen würde, weit rundum das Land beherrschend, mit ihren Thürmen und Zinnen Freund und Feind von Ferne sichtbar, sondern gleichsam auf die Lauer gelegt oder sich ängstlich vor den wilden Schaaren bergend, die so oft an ihren Mauern abgeprallt sind, liegt die galizische Landeshauptstadt in einem ziemlich tiefen Kessel, ringsherum von Anhöhen umgeben. Von welcher Seite immer der Reisende der Stadt naht, rollt er gleichsam in sie plötzlich hinein. Das Unmalerische der Lage und der ziemlich morose Charakter der umgebenden Landschaft tragen jedoch dazu bei, daß sich Lemberg dem Auge des Ankommenden als etwas Unvermitteltes, Überraschendes darstellt, und der Reiz des Unerwarteten wird noch gehoben, wenn man neben den stattlichen Gassen und den stolz emporragenden Thürmen, die man selbst in unmittelbarer Nähe der Stadt nicht geahnt, auch die vielen Gärten und

Parkanlagen überblickt, welche mit ihrem erquickenden Grün die Häuserreihen unterbrechen. Es ist eine Eigenthümlichkeit Lembergs, daß es mit dem beinahe idyllischen Reiz seiner Gärten und Vorstadthaine die theilweise Mäherheit der umgebenden Landschaft, mit seinem raschen Aufblühen seine anscheinlich nichts weniger als günstige geographische Lage, mit seinem ganz modernen Charakter seine geschichtliche & Alterthümlichkeit Lügen zu strafen scheint. Dem Fremden, der in den Mauern Lembergs s nur kurze Zeit verweilt, ja selbst dem Einwohner, der seine Physiognomie nur oberflächlich beobachtet, ist es eine durchaus neue, rasch emporwachsende, in manchen Theilen eben a erst im hastigen Aufbau



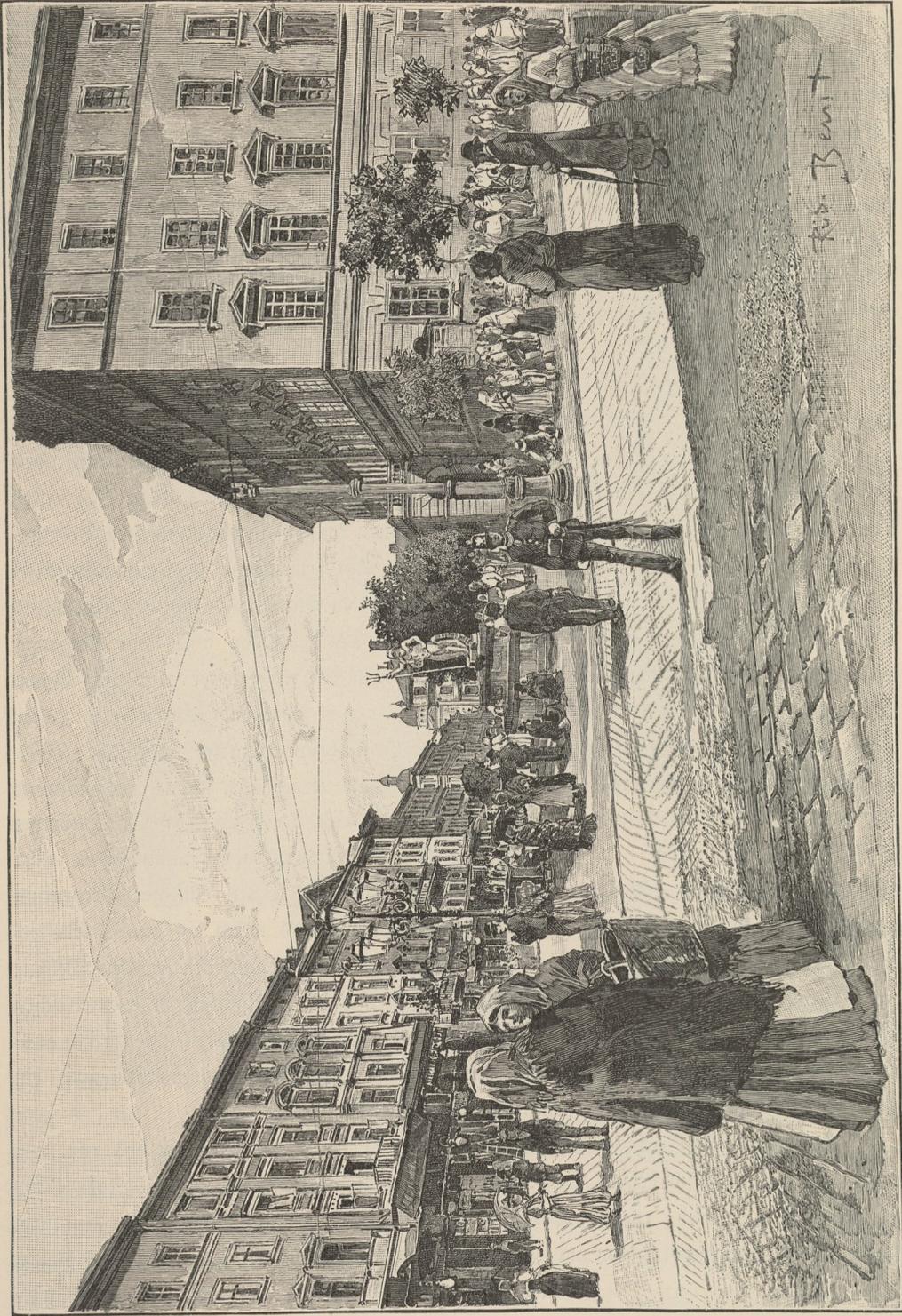
Lemberg (Leopoldstadt) um das Jahr 1618.

begriffene Stadt, dem aufmerksameren Blicke entgeht jedoch nicht Der vornehme historische Zug, den sich die Stadt bis auf unsere Tage zu erhalten wußte.

Das alte Lemberg ist allerdings klein und seine alterthümlichen Baudenkmale von höherer historischer oder künstlerischer Bedeutung sind an den Fingern zu zählen. Es war bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts eine besetzte Stadt, wegen ihrer Uneinnehmbarkeit und der Tapferkeit ihrer Bürger im einstigen Polen hochberühmt — ornamentum Regni, munimentum primum Russiae — und es theilte auch das Schicksal aller besetzten Plätze: die einzwängende Enge der Ringmauern, das stockende, gehemmte Fortleben eines mit Eisen gepanzerten Körpers. Ein hochwichtiger Handels- und Stapelplatz im ehemaligen Polenreiche, eine der bedeutendsten Zwischenstationen des morgenländischen Verkehrs und eine viel bedrohte Festung zugleich, im „Tatarenschlund“ gelegen, civitas finitima Regni, insolentis hominum obnoxia, wie es König (Sigismund III. betreffend

benannt — konnte das alte Lemberg wohl Reichthümer sammeln und als eine der opulentesten Städte im Königreiche gelten, war aber nicht in der Lage, nach Art der deutschen und italienischen Handelsstädte dem bürgerlichen Wohlstande in monumentalen Bauten stolzen Ausdruck zu geben. Seine Bürger waren Kaufleute und Soldaten zugleich, ja in mancher Zeit das letztere in viel größerem Maße als das erstere, und dieser Umstand neben den ungemein zahlreichen Belagerungen und noch zahlreicheren verheerenden Bränden erklärt uns das Knappe, Schlichte, rein Zweckmäßige der meisten bis auf unsere Zeit erhaltenen Baudenkmale. Der Ringplatz mit den anliegenden Gassen, der alte Kern der Stadt, so wie sie einst mit Mauern und Bastionen umgürtet war, hat von seiner alterthümlichen charakteristischen Physiognomie in der letzten Zeit Vieles, ja das Meiste eingebüßt, doch haben noch einige alte Patrizierhäuser ihre ursprüngliche Form und Decoration genügend bewahrt, um als Proben der Lemberger Profanbaukunst und der bürgerlichen Wohlhabenheit gelten zu können.

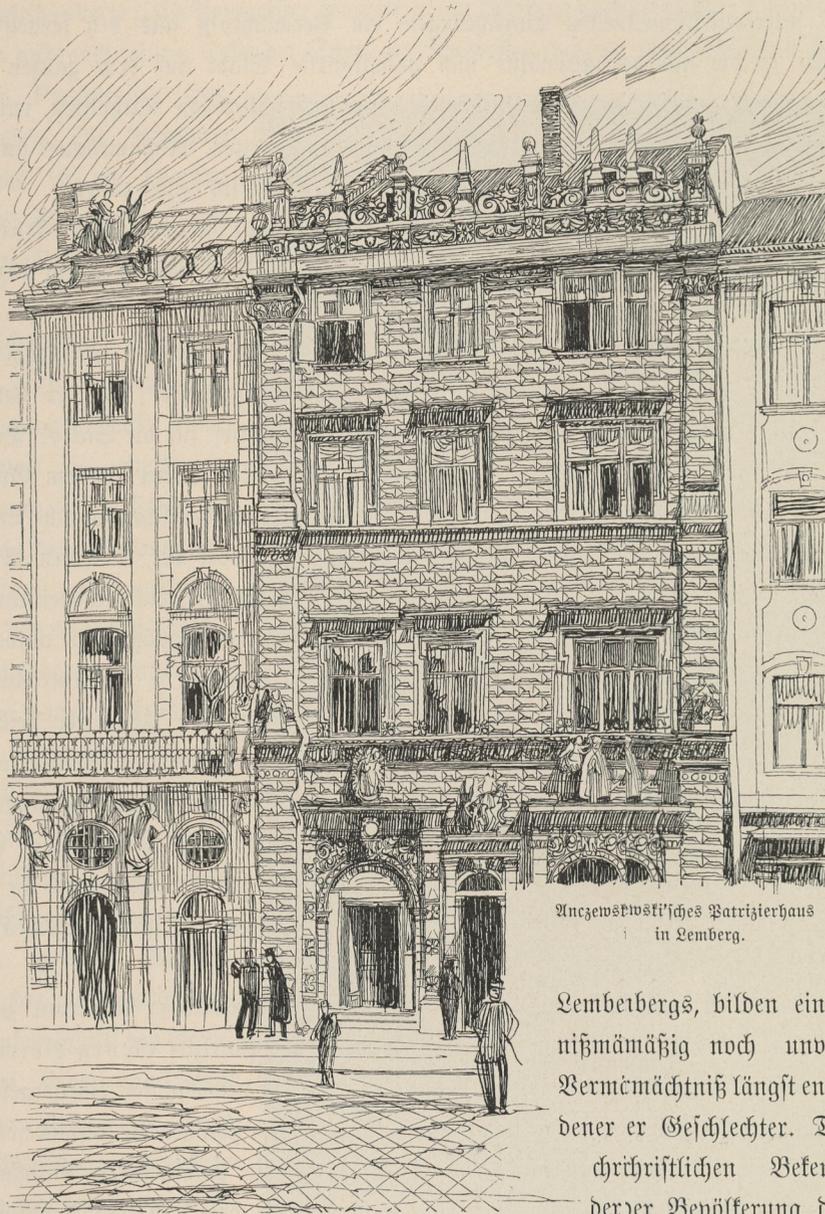
Mit geringer Ausnahme sind es schmale, zweistöckige, dreifensterige Häuser, manche unter ihnen in architektonischer und decorativer Hinsicht recht interessant und bedeutend. Aus dem mittelalterlichen Lemberg, dem genuinesischen „Lollo“ und der deutschen „Leynburf“, ist uns kein Stein geblieben, aber auch von den viel späteren steilgiebelten Ringhäusern mit gothischem Zierwerk, von denen uns locale Geschichtsquellen berichten und die beinahe durchwegs auf deutsch-schlesische Baumeister des XIV. und XV. Jahrhunderts zurückzuführen wären, hat sich keines erhalten — der furchtbare Brand im Jahre 1527 hat sie alle vernichtet. Der Neuaufbau der eingäscherten Stadt traf in den Zeitpunkt, in welchem an Stelle des deutschen der italienische Einfluß in der polnischen Baukunst maßgebend geworden und italienische Baumeister sich verhältnißmäßig zahlreich in Lemberg angesiedelt haben; daraus ergibt sich auch der architektonische Charakter der ältesten Renaissance- und Barockhäuser Lembergs. Als das stattlichste, palastartige Patrizierhaus stellt sich das sogenannte Sobieski'sche Haus an der Ostseite des Ringplatzes dar, wahrscheinlich von dem Italiener Pietro Barbone für den Lemberger Kaufherrn Constantin Korniake aufgeführt, einem candiotischen Griechen, der, nachdem er als Wein- und Baumwollenhändler und königlicher Zollpächter große Reichthümer erworben, sein Haus durch Heiraten mit den mächtigsten und glänzendsten Adelsgeschlechtern Polens verband. Es ist ein ziemlich schlicht, aber edel gedachter Renaissancebau mit figurenreicher Attika und reich decorirtem Portale, mit vielen interessanten Details in den inneren Räumen und mit Arkadengängen im Hofe. Minder stattlich und geräumig, aber viel zierlicher und ungemein fein in der Ausführung der Frontseite ist ein anderes Patrizierhaus in derselben Häuserreihe, das Haus Miklanor Anczewski's, Stadtconsuls und Leibarztes des Königs Johann III., im Jahre 1620 von dem polonisirten Italiener Peter Krasowski gebaut. Aus bossirten



Der Ringplatz in Semberg mit dem Rathshaus.

Steinquadern aufgeführt, mit Sculpturen freigebig geziert, mit sehr reich decorirtem Erdgeschoß und von einer leicht und harmonisch gegliederten Dachbrüstung bekränzt, besitzt es in seinen niedlich kleinen Innenräumen sehr interessante Einzelheiten, reich geschnitzte Thürstürze und Fenstereinfassungen. Unter anderen merkwürdigeren Privatbauten sind einige werth, besonders hervorgehoben zu werden, wie beispielsweise das vornehm angelegte Renaissancehaus des Stadtkonsuls und Leibmedicus König Sigismunds III., Dibovicus, mit lateinischen Devisen, in der westlichen Häuserreihe des Ringplatzes, und das Eckhaus derselben Reihe, ein geistreich gedachtes Patrizierhaus, einst Eigenthum der altberühmten Lemberger Familie Szolc-Wolfowicz (so benannt nach ihrem deutschen Ahnen Wolfgang Scholz), mit mächtig ausladendem Erdgeschoß aus bossirten Spitzquadern, sehr originellem Eckpilaster und zahlreichen Sculpturen, darunter Köpfe in der bürgerlichen Haartracht des XVI. Jahrhunderts, und mit vielen in jener Zeit so beliebten humanistischen Sinnsprüchen in lateinischer Sprache; das Bandinelli'sche Haus aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, einst dem ersten königlichen polnischen Postmeister gehörig, mit seinen leider jetzt verstümmelten Delphinsculpturen; das sogenannte venetianische Haus, einst Eigenthum des ausnahmsweise und halbofficiell bestellten venetianischen Consuls Anton Massari (1610), aus facettirtem Boßwerk und mit dem hübsch gemeißelten St. Marcuslöwen über dem Eingange, und andere. Aber selbst in den anscheinend neuen, in trostlofer moderner Banalität dastehenden Häusern wird man in den inneren Räumen, Fluren und Höfen durch flott und originell gemeißelte Wahrzeichen, Familienmarken, gothische Thüreinfassungen, reich geschnitzte Thürstürze, ornamentale Kragsteine, schöne Holzplafonds und dergleichen überrascht, die von dem Geschmack und der Kunstliebe der Lemberger Patrizier im XVI. und XVII. Jahrhundert zwar ein nur mehr stammelndes, aber dennoch verständliches Zeugniß geben. Und in diesen Überresten einstiger Decoration, welche eine wechselnde Charakteristik localen Geschmacks und welche ein buntes Musterbild verschiedenartiger Motive hier, nach Lemberg hergebracht aus den fernsten Welten: aus Ost und West — armenisches Schnörkelwerk neben spätgothischen geometrischen Verschlingungen, schwungvolle Linien italienischer Renaissance neben orientalischem Ornament, je nachdem der Bauherr oder Architekt ein Armenier, ein Deutscher, ein Florentiner oder ein Levantiner Franke gewesen!

Von den öffentlichen Profanbauten hat sich nach dem Einsturz des von dem berühmten und unglücklichen Stadtkonsul Martin Novicampianus um das Jahr 1620 mit einem Thurm und vielen Steinsculpturen versehenen Rathhauses, außer den zwei Zeughäusern, dem städtischen und dem königlich polnischen, die wenig Interessantes bieten, eines erhalten und nur die Gotteshäuser, feierliche Zeugen der wandelnden Geschichte



Ancewskowski'sches Patrizierhaus
in Lemberg.

Lembergers, bilden ein verhältnißmäßig noch unversehrtes Vermächtniß längst entschwendener Geschlechter. Den drei christlichen Bekenntnissen der Bevölkerung der Leo-

polis Triplex, wie der locale Chronist und Dichter Zimorowicz Lemberg benannt hat, entsprechend, gehören die merkwürdigsten und alterthümlichsten Kirchenbauten drei verschiedenen, einstens auch culturell und national scharf abgechiedenen Gemeinschaften, den römischen Katholiken, den griechisch-unirten und den armenischen Gläubigen. Es ist eine Specialität Lembergs, recht auffallend für fremdnde Touristen, daß es in seinen Mauern drei Erzbischöfe zählt, gleichsam ein bleibendes Kennzeichen seiner

einstigen interconфессионаllen Einrichtungen, ein Vermächtniß aus den fernen Zeiten, in welchen es die internationalste und polyglotteste Stadt auf dem ganzen Gebiete des Polenreiches gewesen ist. Polnische, deutsche und italienische Katholiken, ruthenische, griechische und bulgarische Orthodoxe, protestantische Schotten, Mohamedaner und Juden vertrugen sich hier zu Zeiten im Handel und Wandel friedlich miteinander.

Der älteste, ehrwürdigste religiöse Monumentalbau ist die lateinische Domkirche, zu der nach einer geschichtlich nicht festgestellten localen Überlieferung König Kazimir der Große den Grundstein gelegt haben soll.

Ein gothischer Bau, nachweislich in das XIV. Jahrhundert zurückgehend, hier an den Enden der westlichen Cultur, in dem „Tatarenschlunde“, in der damals so wirren reussischen Welt — gewiß ein historischer Adelsbrief für die Stadt! Der Dom, an dem sehr lang gebaut wurde — die letzten Baumeister waren Jochem Grom und Ambros Rabisch aus Breslau — ist ein Denkmal aus der deutschen Epoche Lembergs, ähnlich wie die Marienkirche in Krakau ein frommes Werk der deutschen Ansiedler, die sich auch hier als ein gemeinnütziges, städtebildendes Element erwiesen und denen der locale Chronist Zimorowicz nachrühmt, daß sie den urwüchigen autochthonen Neussen gezähmt und bekehrt haben — *e silvestri urbanum, e Roxano Romanum facientes*. Nur die Abside hat den ursprünglichen gothischen Charakter beibehalten, während der ganze Dom durch Zubauten und eine unglückselige Restaurirung im XVIII. Jahrhundert zu einem uneinheitlichen, ziemlich mißgeformten Bauagglomerate geworden ist. Das Innere, eine dreischiffige, vierpfeilerige Hallenkirche hat mit Ausnahme des Hauptchores, wo noch der gothische Styl, allerdings in strengknapper, beinahe dürftiger Gliederung erhalten blieb, seinen ursprünglichen Charakter verloren.

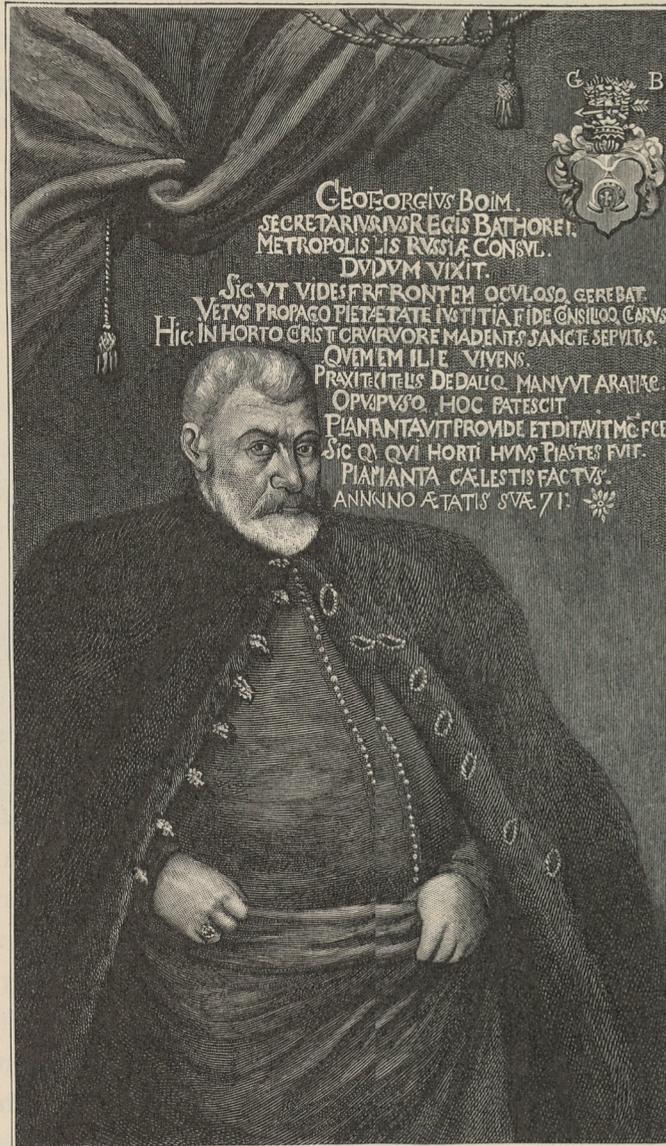
Gleich neben dem Dome, der Haliczergasse mit schmuckloser Rückfront zugekehrt, steht die sogenannte Öbergkapelle, von dem Lemberger Patrizier Georg Boim, einem reichen Tuchhändler, dem ehrwürdigen Ahnherrn eines der vornehmsten Bürgergeschlechter — im Jahre 1609 erbaut — die steinerne Frontfascade mit üppigen Renaissanceculpturen gänzlich bedeckt, im Innern mit sehr vielem theilweise polychromen Bildhauerwerk in Stein und Marmor, von welchem die besten Theile dem genialen Johann Pfister zuzuschreiben wären, ausgeschmückt; ursprünglich ein Mausoleum der Boim'schen Familie, ein sprechendes Denkmal der Wohlhabenheit und der Prunkliebe des polnischen Patrizierthums.

Gleich nach der Domkirche verdient die St. Andreas- oder die Bernhardinerkirche genannt zu werden, unstreitig eine der architektonisch vornehmsten Kirchen nicht nur Lembergs, sondern auch Galiziens. Ihr Bau datirt aus den ersten Jahren des

XVII. Jahrhunderts; als Baumeister fungirte der in Lemberg angengesiedelte Italiener Paolo Romano und nach seinem Tode der Schweizer Ambrosius mit der dem polnischen Beinamen

ex arte Przychylny (der Günstvolle). Die Bernhardinerkirche ist ein überaus stattlicher Façadenbau aus Polanyer Quadersteinen, die Façade wohl durchgebildet und geschmackvoll mit figuralen und ornamentalen Sculpturen geschmückt. König Sigismund III., ein Kunstkenner und selbst Dilettant, hat als den Hauptmangel dieses sonst wirkungsvollen Baues den verhältnißmäßig zu niedrig berechneten unteren Aufbau ganz treffend bezeichnet. Die Rückseite der Kirche bildet eine der originellsten Ansichten in Lemberg; die steilspitze, mit warm coloristisch wirkenden blauen Ziegeln gedeckte Absidenkapelle, der an der Rückfront in schlankem Wulst den Giebel theilende, leider unbefrängte Auslugerker, die hohe, mit Schießscharten versehene Ringmauer, jetzt friedlich mit rankendem Efeu bedeckt — Alles dies, lebhaft an die einst

fortificatorische Bestimmung des Baues erinnernd, hat einen wirklich originellen, malerischen Reiz. Dieser Hinterfaçade entlang und an den alten Mauern vorbei, den einstigen Stadtwall, der jetzt eine dammartige, schattige Promenade bildet, durchschreitend, gelangen wir in einen der interessantesten Winkel Alt-Lembergs. Links die Mündung der ruthenischen



Stadtconsul Georg Bog Woim.

Gasse mit den altersgrauen imposanten Steinmassen der dreifach gekuppelten griechisch-katholischen Stadtkirche und dem stolzen, hoch aufstrebenden Korniakt'schen Thurme, dem ruthenischen Campanile, rechts im Schatten alter Bäume der sogenannte Salpeterthurm mit steilem rothen Dache, ein ganz schlichter aber malerisch wirkender Bau, hoch über demselben die Carmeliterkirche mit den Resten ihrer Festungsmauern, vor uns das Arsenal der ehemaligen Republik, jetzt Artillerie-Zeughaus, und als Hintergrund gegen Norden der als ein einziger riesiger Busch aufsteigende Schloßberg (Wysoki Zamek), die beliebteste Promenade Lembergs.

Der ruthenischen Stadtkirche, welcher in Lemberg der geläufigere Name der „walachischen“ gegeben wird, weil ihr Bau seinerzeit blos durch die freigebigsten Spenden der walachischen Hospodaren, die immer eifrige Gönner und Wohlthäter ihrer Lemberger Glaubensgenossen waren, ermöglicht wurde, gebührt volle Aufmerksamkeit. Ein edler Bau aus Kraşower Quadersteinen, einfach aber kraftvoll durch Pilaster gegliedert, mit einem breiten in Stein gemeißelten dorischen Fries, auf dem der italienische Baumeister, der bereits erwähnte Paul der Römer, zwischen classische Triglyphen kirchlich-symbolische Darstellungen in byzantinischer Auffassung hineingezwängt hat, die ganze Frontseite bescheiden den Häusern angereicht, aber die Abside und der daneben hoch aufsteigende Thurm frei und trotzig dem Stadtwall zugekehrt — ist diese merkwürdige Kirche im vollsten Sinne des Wortes ein Wahrzeichen der ruthenischen Geschichte und des ruthenischen Lebens in Lemberg. Nach einem Blick in das Innere der Kirche, einen mit Geschick angelegten einschiffigen, durch toscanische Pfeiler getheilten Raum, mit einem Kuppelgewölbe, das sonderbarer Weise sich über an die Gothik anklingenden, spitzbogigen Arkaden erhebt, gelangen wir in den Kirchhof, einen überraschend pittoresken Winkel mit Kreuzgang und einer kleinen, ganz mit Sculptur bedeckten Kapelle, die zwar viel später errichtet und nicht so reich ornamentirt ist, dennoch gewissermaßen ein Gegenstück zu der polnischen Boims-Kapelle bildet. Der Hauptstolz jedoch der Kirche ist ihr daneben aufgebauter, campanilenartiger sechsstöckiger Korniakt'sche Thurm, ein mächtiger, viereckiger Quaderbau, hoch emporstrebend, edel und harmonisch gegliedert, eine Stiftung des Candidaten Constantin Korniakt, dessen wir bereits gedacht haben. Der die Kirche umgebende Häusercomplex ist Eigenthum der Stauropigialanstalt, welche auch das Kirchenpatronat ausübt — eines religiös-nationalen Institutes, welches einst den Brennpunkt des ruthenischen Lebens bildete und ein festes Bollwerk der Orthodogie war, das im Kampfe gegen den Anschluß an Rom am zähesten mittritt und erst, als schon die kirchliche Union überall obgesiegt, sich als das letzte ergab (1708).

Das einstige Ghetto in der Nähe mit seiner tief im Hinterhofe versteckten sehr interessanten Krypto-Synagoge („der goldenen Rose“), einem dunklen, dumpfen, gothisch

gewölbten Raume, beiseite lassend, an der Ostseite des Ringplatzes vorüber, durch die Grodzicki-Gasse mit dem merkwürdigen „Muttergotteshaufe“, dem einstigen Waarenlager des Lemberger Patriziers Stenzel Scholz aus dem Ende des XVI. J. Jahrhunderts, gelangen wir in das Gebiet der „armenischen Nation“, wie die armenische Colonie in alter Zeit officiell benamset war. Die armenische Sackgasse ist eine der merkwürdigsten in Lemberg — bis auf unsere Tage hat sie noch ihr alterthümliches Gepräge beibehalten; trotz fortwährender

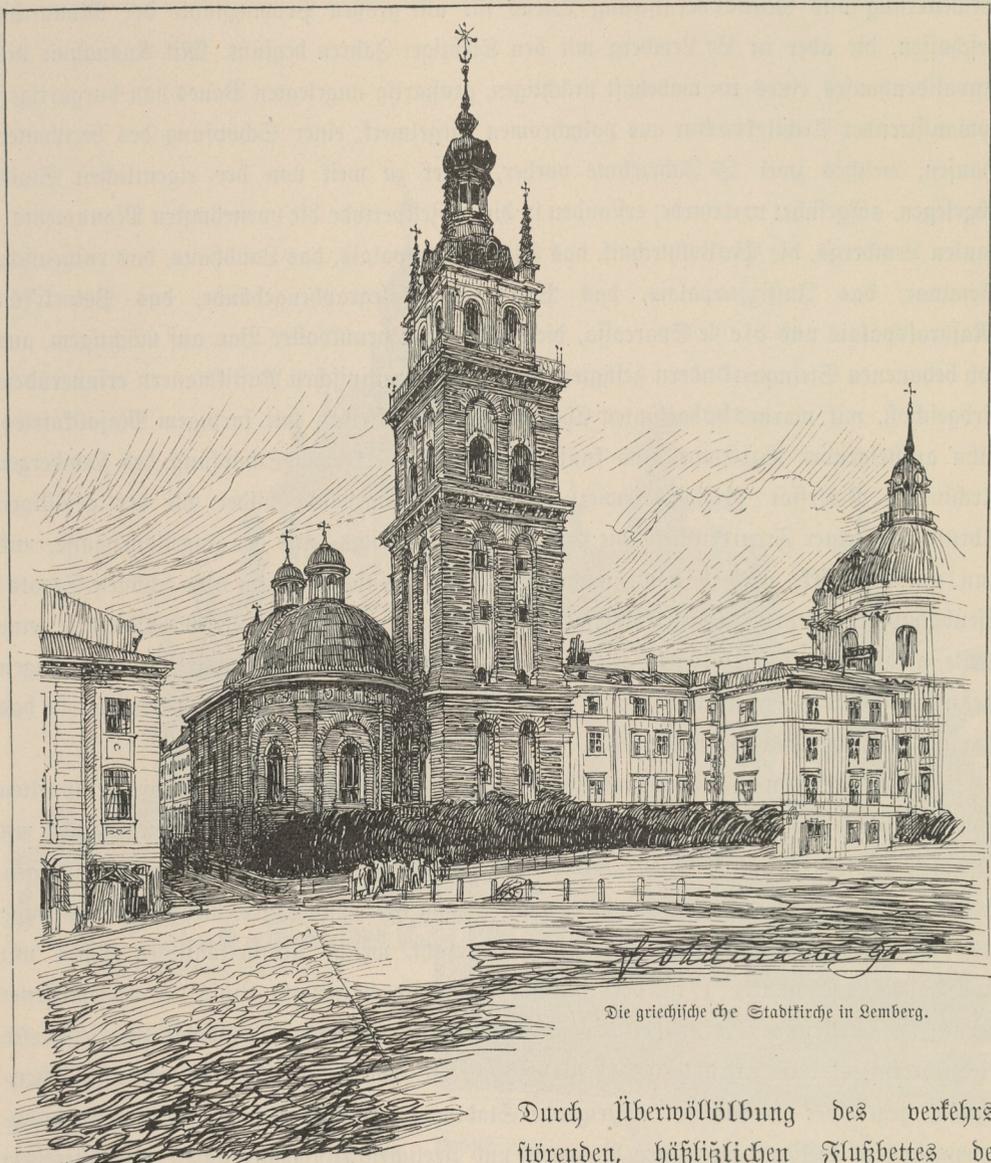


Die Bernardiner-Kirche in Lemberg.

Restaurirungen und Umbauten ist ihr noch das Kostige und Altfränkische geblieben; die Maurerkelle und die Lünchbürste haben die aerugo nobilis doch nicht gänzlich abzukrazen und zu überkalfen vermocht. Prächtigt geschnitzte Thürstürze, mit Alt Steinsculpturen ornamentirte Portale, weit gespannte Einfahrtsgewölbe, zierliches Gitterwerk aus geschmiedetem Eisen, sonderbar geformte Familien-Merkzeichen u. s. w. lenken den noch das Augenmerk des Passanten auf sich, sind aber im raschen Verschwinden begriffen, und bald wird nur die armenische Kathedralkirche den Stadttheil kennzeichnen, wo die Le Lemberger Armeniercolonie, der „polnische Orient“, ihre Hauptstätte gehabt, wo der Armenusus crinitus, aromate divus,

wie ihn Sebastianus Aernus nennt, seine Gewürz-, Teppich- und Perlenlager ängstlich hütete und sich eine morgenländisch angehauchte Filiale seiner fernen Heimat schuf. Die armenische Kirche und ihre nächste Umgebung bilden ein Gegenstück zum „ruthenischen Winkel“, den wir oben beschrieben. Die Kirche ist klein, schlicht, gesenkt, aber trotz vielfacher Umgestaltung, der sie im Laufe der Zeit unterlag, merkt man ihr an, daß sie einer der ältesten Tempel Lembergs ist. Ihren Bau führt man in die Zeit Razimirs des Großen zurück, als Baumeister wird ein mythischer Dore genannt, der wohl mit dem Baumeister Doring aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts identisch sein dürfte. An und für sich bietet die Kirche nicht viel geschichtlich oder künstlerisch Merkwürdiges, aber im Zusammenhang mit der nächsten Umgebung, mit dem Kreuzgang, dem Eingangsthurm, den kleinen Höfen, die gänzlich mit steinernen, flachen Grabplatten gepflastert sind, auf denen noch gemeißelte armenische Inschriften und krause Familienwappen zu sehen sind, mit den Schwibbogen, die in das erzbischöfliche Palais und in die „armenische Bank“ (eine von Geistlichen geleitete Pfandanstalt) führen, endlich mit dem anstoßenden armenischen Nonnenkloster, als Agglomerat genommen, bildet sie ein recht stimmungsvolles Ganzes, das die Einbildungskraft eines mit Lembergs Vergangenheit vertrauten Beobachters mit einem sagenhaft historischen Schimmer umwebt und dem auch der unbefangene Fremde den Reiz eines altoriginellen, exotisch anmuthenden Culturbildes nicht absprechen wird.

Die alte innere Stadt, deren Raum durch Festungswälle und Ringmauer begrenzt war, hat ihre Hauptader in zwei Straßen, auf denen stets ein sehr lebhafter Verkehr herrscht und die en miniature an die Wiener Kärntner- und Rothenthurmstraße erinnern. Es sind dies die Krakauer- und die Haliczerstraße, beide einst durch Stadthore desselben Namens geschlossen. Diese Thore begrenzten die Stadt gegen Norden und Süden; gegen Osten schloß sie mit der Bernardinerkirche, gegen Westen mit der Jesuitenkirche ab. Was jenseits liegt, bildet die neue Stadt, und das Wort neu ist hier in seiner vollsten Bedeutung zu nehmen, da mit Ausnahme des alten Judenviertels, des „Krakauer Ghetto“, und einiger Vorstadtkirchen, die ebenfalls in die weitere Vergangenheit, zumeist in das XVII. Jahrhundert zurückreichen, fast alle Gassen im laufenden Jahrhundert entstanden sind oder neu regulirt wurden. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wurden die Stadtwälle in Promenaden, die alten Thorbefestigungen in Plätze umgewandelt — so entstanden die Hetmans- und die Gouverneurpromenade, der Haliczer-, Krakauer-, der heilige Geist- und der Marienplatz. Das neue Lemberg hat sich in den letzten 25 Jahren mit staunenswerther Raschheit entwickelt und auf allen Gebieten des Verkehrs- und Communalwesens Fortschritte gemacht, wie sie kaum einer von seinen Einwohnern aus der Stagnationsperiode der Fünfziger-Jahre je anzuhoffen, ja zu ahnen gewagt hätte.

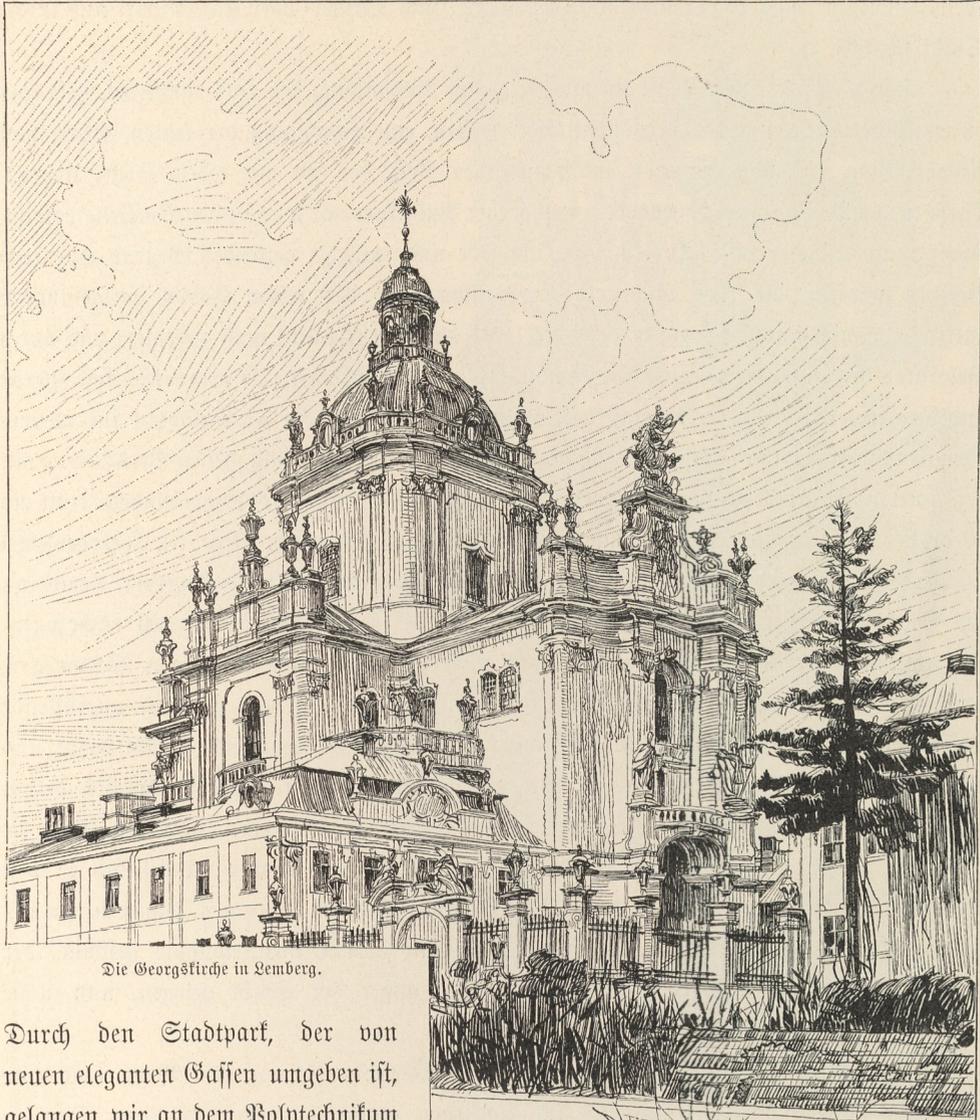


Die griechische the Stadtkirche in Lemberg.

Durch Überwölbung des verkehrsstörenden, häßlichen Flußbettes der Pokter wurden n breite, schöne, wohlregulirte Räume geschaffen, entstand der Marienplatz; die Karlar Ludwigstraße, in Verbindung mit dem Marienplatz die City Lembergs, der Stadttheil der Finanzinstitute, der Geschäftscomptoirs, der Fremdenhôtels und der elegantesten n Kaufladen, wurde breit, eben, mehr symmetrisch, und erinnert in ihrer jetzigen Gestalt t an Berlins Unter den Linden; die Akademiegasse ist zu einer luftigen, freien Avenue geworden. Das Erwachen der Baulust fällt in die neue Epoche, welche das mächtig g anziehende Beispiel der

Erweiterung und Modernisirung Wiens für alle großen Provinzstädte der Monarchie geschaffen, die aber in Lemberg mit den Siebziger-Jahren beginnt. Mit Ausnahme des Invalidenhauses, eines wahrhaft prächtigen, großartig angelegten Baues von burgartiger, romanisirender Architektur aus polychromen Ziegelwerk, einer Schöpfung des berühmten Hansen, welches zwei Jahrzehnte vorher, leider zu weit von der eigentlichen Stadt abgelegen, aufgeführt wurde, erstanden in dieser Zeitperiode die vornehmsten Monumentalbauten Lembergs, die Polytechnik, das Statthaltereipalais, das Landhaus, das ruthenische Seminar, das Justizpalais, das Post- und Telegraphengebäude, das Potocki'sche Majoratspalais und die Sparcassa, diese letztere ein prunkvoller Bau auf mächtigem, aus roh behauenen Steinquadern gefügtem, an die altflorentinischen Rustikmauern erinnerndem Erdgeschoß, mit warmabgetönten Chamotteziegeln bekleidet, mit farbigem Majolikafries, kühn aufsteigender Kuppel und kunstvollem Gitterwerk, eine Schöpfung des Lemberger Architekten Professor Zacharjewicz. Das Sparcassagebäude bildet mit der gefälligen Abrundung seiner Frontfirne die Ecke der Karl Ludwigs- und der Jagellonengasse, und nun um diese Ecke und dann noch einmal links einbiegend, an dem schönen Staatseisenbahnpalais (jetzt Hôtel Imperial) vorbei, gelangen wir in die Dritten-Maigasse, eine breite, gerade, mit Holzstöckeln gepflasterte Gasse, welche in den Stadtpark, den ehemaligen Jesuitengarten, einmündet und, selbst eine Art von Faubourg St. Germain, in das eleganteste Stadtviertel hineinführt.

Das Landhaus, ein Renaissancebau des Architekten Hochberger, mit zwei bekuppelten Seitenpavillons, die durch ein Risalitfronton mit Säulenloggia getrennt sind, mit figuralen Sculpturen geschmückt, bildet das Hauptobject dieses vornehmen und anmuthigen Stadttheiles. Von hier aus, zumal von der Loggia des Landhauses, bietet sich dem Auge des Zuschauers eine wahrhaft reizende Aussicht, welche architektonischen Effect mit landschaftlicher Anmuth in der glücklichsten Weise vereinigt. Links in angemessener Ferne der steilrunde grüne Rasenkegel mit der rothbraunen Citadelle, jetzt ein friedlich-ernstes, rein malerisches Bergstück, die Lemberger Engelsburg in Taschenformat, gegenüber der sanft ansteigende Stadtpark mit seinen hundertjährigen Baumriesengruppen, saftigen grünen Bosquets und zierlichen Blumenparterren, und über dem Parke auf schattiger Basis von Busch und Baumwipfeln hinaufschwebend, gleichsam auf den blauen Grund des Himmels hingezaubert, in täuschend nebliger Ferne die ruthenische St. Georgskathedrale, ein höchst effectvoll wirkender Rococobau des Italieners Fontana mit hoher Kuppel, schwungvoll, leicht und harmonisch in seiner Massenvertheilung, mit verschnörkeltem Laternenschmuck, von mächtigen schwarzen Tannen umgeben — bei Sonnenuntergang, wenn mit goldenen Fluthen übergossen und gleichsam aufflackernd in langsam erlöschender Strahlengluth, ein märchenhaft anmuthender Anblick.



Die Georgskirche in Lemberg.

Durch den Stadtpark, der von neuen eleganten Gassen umgeben ist, gelangen wir an dem Polytechnikum vorbei auf die vor einigen Jahren noch öden Vorstadtgründe: Neue Welt und Bajki, wo sich jetzt im raschen Tempo ein freundliches Villenviertel zu erheben beginnt, Kastelówka genannt, und von hier aus die neue Corsostraße benützend, an Villen und ländlich aussehenden



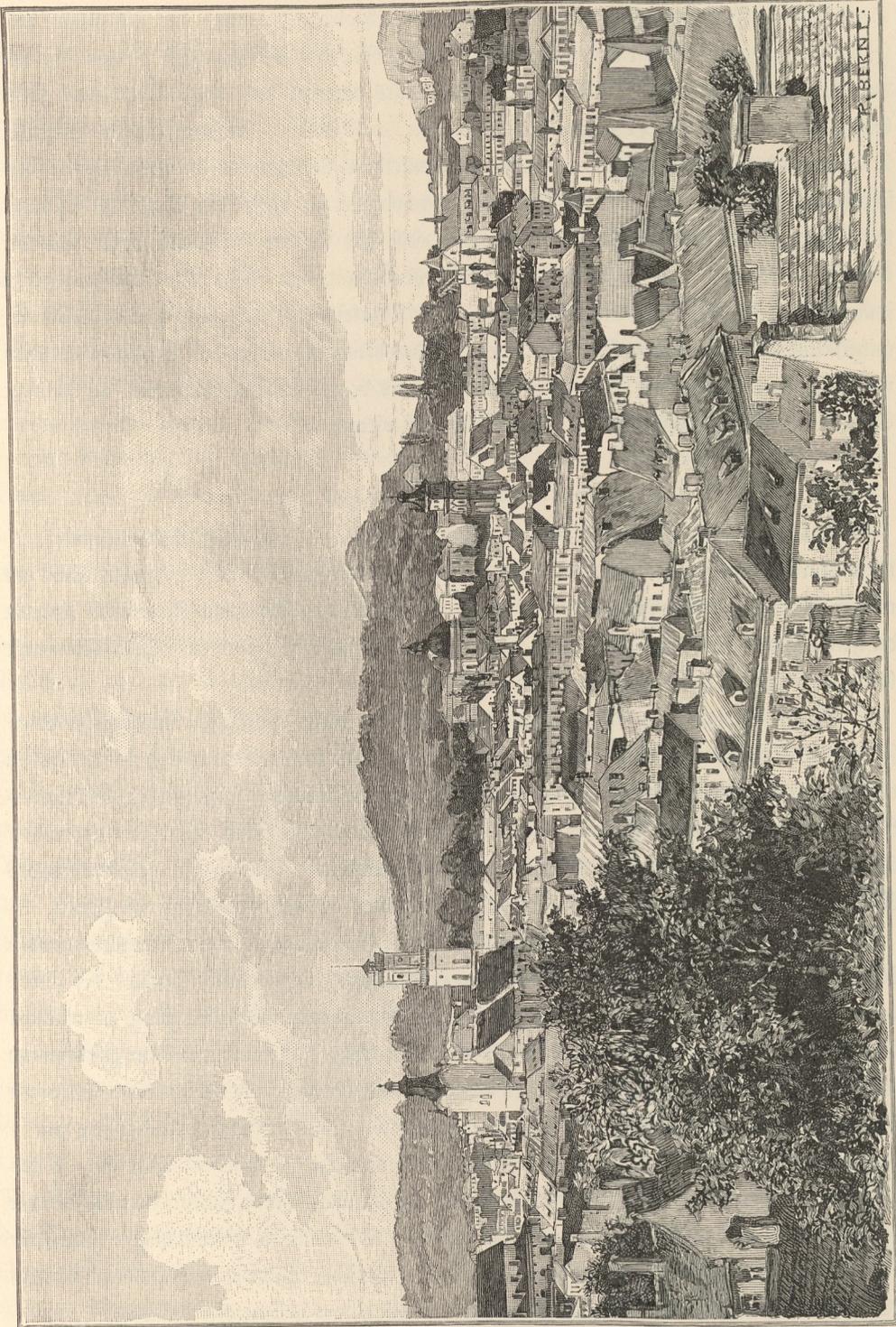
J. W. Hillmann
95.

1895

Gehöften vorbei, das Wulkawäldchen passirend, zum Stryjer- oder Rilinskipark und in die Stadt zurück.

Der Rilinskipark ist ein mit geschickter Ausnützung des sehr coupirten Terrains im englischen Stil angelegter öffentlicher Garten, eine Schöpfung der letzten Jahre, voll Abwechslung und von großem landschaftlichen Reiz, der sich mit jedem Jahre steigert. Diese neuen Parkanlagen, von dem Lemberger Publikum mit wachsender Vorliebe besucht, haben auch in dieser vor kurzem noch als öde und entlegen geltenden Gegend eine rege Baulust geweckt; die in unmittelbarer Nachbarschaft des neuen Parkes stattgefundene galizische Landesausstellung vom Jahre 1894 hat diese Baulust noch gesteigert und durch Belassung des monumentalen Kunstpavillons dem Rilinskipark eine architektonische Zierde und dem neuesten, eilig improvisirten Stadttheile gleichsam ein Centralobject für weitere Baugruppirung geschaffen, während gleichzeitig die elektrische Bahn dessen Verbindung mit der inneren Stadt herstellte. Dergestalt ist auch das liebliche Sophienwäldchen, einst ein ländliches Ausflugsziel der Lemberger Einwohner, auf dem besten Wege, ein Cottageviertel zu werden. So werden nun nach und nach selbst die entfernteren Ausflugsorte Lembergs der Stadt nähergerückt, ja gewissermaßen in deren eigentlichen Bereich einbezogen, darunter in erster Reihe die ländlich stille Pohulanka mit ihren lauschigen Waldwegen, welche durch die nun regulirte und sich schnell mit Villen und Häusern ausfüllende Kochanowskigasse sich der Stadt anzuschließen beginnt. Die wachsende Stadt dehnt und streckt sich nach allen Richtungen, tritt aus dem beengenden Thalkessel hinaus, dringt neugierig in die vorortlichen Wälder, erklimmt die angrenzenden Anhöhen, und die einst trostlos vereinsamten Häuser und Villen, die sich vor Jahren anscheinlich zu weit über das Weichbild der Stadt hinausgewagt haben, fanden sich eines Tages mitten ins volle Straßenleben versetzt; so wie es auch mit dem Centralbahnhofe geschah, der vor verhältnißmäßig wenigen Jahren ganz weit außer der Stadt gelegen, nun in sie einverleibt erscheint.

Lemberg ist eine große Stadt geworden und befindet sich auf dem Wege, auch eine elegante Stadt zu werden und sich alle modernen municipalen Einrichtungen eigen zu machen. Der Straßenverkehr ist sehr lebhaft, eine elektrische und eine Pferdebahn nebst einem sehr zahlreichen Lohnfuhrwerke besorgen die rasche und bequeme Verbindung zwischen den weit auseinander liegenden Stadttheilen; Lemberg ist auch eine der pferdereichsten Städte der Monarchie und galt immer für die Stadt der schönsten Privatequipagen. Je mehr aber Lemberg großstädtisch wird, je mehr sich sein Straßenleben zum hastigen, lärmenden Gedränge steigert, umso lieber und kostbarer werden ihm seine Parkanlagen und seine einst so auffallend zahlreichen, jetzt leider erschrecklich schnell verschwindenden Privatgärten. Und unter diesen grünen Zufluchtsplätzen steht der



Semberg in der Gegenwart.

Schloßberg (Franz Josefsberg) obenan, eine hochgelegene schattige, für Fußgänger und Fahrende eingerichtete Promenade. Von der Südseite des Schloßberges ist Lemberg aus der Vogelschau zu überblicken, von Norden aus schweift das Auge über eine weite Ebene mit aus Baumgruppen gleichsam wie aus riesigen Büschen hervorblinkenden Dörfern und Gehöften, mit wogenden Saatenfeldern und grünen, in blauer Ferne verschwimmenden Auen. Es ist die Lemberger Campagna; sie ergötzt das Auge des Städters mit ihrem friedlich idyllischen Reize, aber einst hat sie von derselben Stelle aus der bewaffnete Bürger oft mit bangem Blicke überschaut, um nach den Staubwolken zu spähen, die unter den Hufen der Tataren- und Kosakenpferde hoch aufwirbelten, oder die unheimlich warnenden nächtlichen Lagerfeuer des belagernden Feindes zu zählen, welcher, nach dem Ausspruche des Lemberger Dichters aus dem XVII. Jahrhunderte, die „bleiche Ceres“ aus diesen Gefilden so oft zu vertreiben pflegte.

Das Land.

Die podolische Hochebene. — Die Steppe! . . . Hurrah! Die Steppe! . . . Unwillkürlich wiederholt man diesen Ausruf, mit dem einst die aus der weiten Welt mit reicher Beute zurückkehrenden Reiter schaaren bei klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die heimatlichen Steppen begrüßten, wenn man im äußersten Nordosten unserer Monarchie längs der russischen Grenze wandert.

Ja die Steppe! . . . Wer beschreibt den Zauber dieser endlosen, blumengeschmückten Fläche? Wer schildert das Gefühl, das unser Herz rascher schlagen macht und uns Flügel zu verleihen scheint, wenn wir hoch zu Roß vom warmen Lichtmeer umflutet in die klasterhohen, duftenden Gräser hineinreiten? Der sanfte Hauch vom Pont-Cuxin, der um unsere Schläfe spielt und dem Schilfrohr in dem benachbarten Sumpf ein geheimnißvolles Rauschen entlockt, flüstert uns in das Ohr Geschichten aus längstverklungenen Zeiten.

Ja früher hat die Steppe anders ausgesehen! Heutzutage ist sie nur in unbedeutenden Resten zurückgeblieben, da der Pflug des Landmanns die lieblichen Töchter der Flora unerbittlich vernichtet, um den goldenen Wogen des üppigen Getreides Platz zu machen. Die Menschen waren auch anders. Es ist eine schreckliche, mit Feuer und Blut geschriebene Geschichte, die diese friedlichen Steppen besitzen. Sind wir doch in der Nähe des „schwarzen Pfades“ czarny szlak, auf dem jahrein jahraus wilde, blutdürstige Horden zogen, um in den Culturländern des Westens zu plündern, zu sengen und zu morden! Weit über Polen hinaus kamen sie jedoch nie. Dieses Bollwerk der abendländischen Cultur konnten sie nie vernichten. Aber wie viel Blut hat das gekostet! Die zahlreichen Grabhügel, denen wir auf unserer Wanderung begegnen, bergen die morschen Gebeine der Helden, die als Vaterlandsvertheidiger den heimatlichen Boden mit ihrem Lebenssaft düngten . . .

Doch die Erinnerung an die traurige Vergangenheit t darf uns den Genuß der Gegenwart nicht stören. Mit frohem Muth und empfänglichem n Gemüth ziehen wir gegen Osten, um die Eindrücke auf dieser interessanten Reise zu sammeln. Noch einen Blick von der Höhe des Franz Josephs-Berges auf die freundliche im n saftigen Grün zahlreicher Gärten schwimmende Landeshauptstadt Lemberg und dann in in die Steppen!

Doch halt . . . Bevor wir den lieblichen über der Stadt t thronenden Hügel verlassen, wollen wir uns über die weitere Gegend orientiren, um unser r Reiseziel mit benachbarten Gebieten zu vergleichen. Und man braucht wirklich kein Fachgeologe zu sein, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß wir von unserem Beobachtungspunkte aus die drei landschaftlichen Elemente, die Ostgalizien zusammensetzen, mit leichter Mühe überschauen können.

Im fernen Süden schließt die blaue Kette der Karpathen den Horizont ab. Gegen Westen erblicken wir eine sumpfig-sandige, hier und da mit dunkelgrünen Kieferwäldungen bedeckte Niederung, die bereits zum Weichselgebiet gehört und d mit zahlreichen erraticen Blöcken aus nordischen Graniten, Syeniten und Dioriten überstreut ist. Sie zeigt in Flora und Fauna einen deutlich nordeuropäischen Charakter und ist t in der That nichts anders als die Fortsetzung der norddeutschen und polnischen Tiefebene. Ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn wir unseren Blick in den fernen Osten u schweifen lassen, ein Bild, das sonst aus West- und Süd-Europa unbekannt ist. Hier k beginnt die Hochebene von Podolien, auf dem galizischen Boden nur ein kleiner Theil jener riesigen Platte, welche die merkwürdige Bodenconfiguration von Nordost-Europa bedingt. Die in dem Gebirge häufigen Faltungen fehlen hier fast gänzlich, die krystallinischen Gesteine und die paläozoischen Schichten liegen fast ganz horizontal und s scheinbar ungestört. Diese mächtige Platte, eine Ursholle, die der faltenden Kraft bei u der Zusammenziehung der Erdrinde trotzte, ging jedoch bei diesem Prozesse nicht ohne te theilweise Zertrümmerung aus. Zahlreiche Brüche durchziehen die Platte, riesige Schollen derselben sind längs der großen Verwerfungslinien in bedeutende Tiefen gestürzt und d der Rand der Hochebene selbst ist durch eine Bruchlinie markirt, an der uralte Ablagerungen viele Hunderte, ja vielleicht Tausende von Meter gesunken sind.

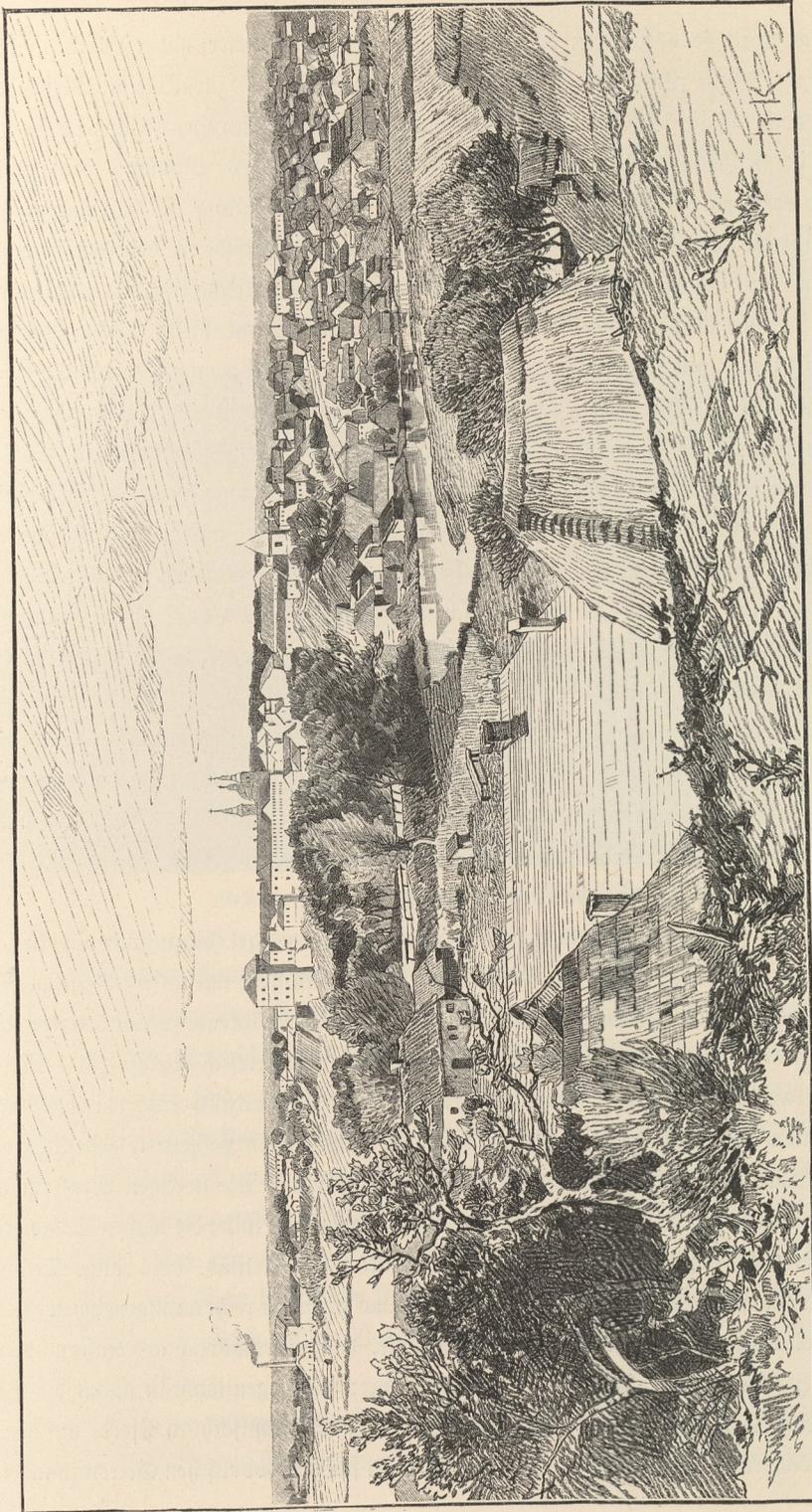
Allerdings verliert die podolische Platte in der Gegend nd von Lemberg, das ist an ihrer westlichen Grenze, ihren Charakter fast gänzlich. Wer r würde beim Anschauen der lieblichen Hügel, welche die Stadt umsäumen und die auch fälschlich Berge genannt werden, Theile des Plateau's vermuthen? Und doch sind es s keine Berge, nur von der Denudation verschonte Schollen und Lappen der zerrissenen H Hochebene. Denken wir uns das Pottow-Thal, in dem die Stadt liegt, wieder mit jenem M Material, das im Laufe der Jahrtausende durch das fließende Wasser fortgetragen wurde, e, ausgefüllt, so daß dadurch miocäne Ablagerungen des Sand- und Franz Josephs-Berges, es, ferner der Hügel oberhalb

des Stryer-Parkes mit einander in Verbindung treten, so haben wir dann auch keine Berge, sondern eine continuirliche Hochebene vor uns.

Die nördliche Grenze des Plateau's ist recht deutlich durch einen Steilrand markirt. Wenn wir von der Station Podzameze aus unsere Reise gegen Osten mit der Eisenbahn Lemberg-Podwoleczyska antreten, fahren wir circa 80 Kilometer längs dieses Steilrandes. Zu unserer Rechten erhebt sich eine anmuthige, scheinbar senkrechte, mit üppigen Gestrüpp und Laubwäldungen geschmückte, zu unterst aus Kreidemergel, in den oberen Partien aus miocänen Kalken und Sandsteinen aufgebaute Wand bis zu einer Höhe von 350 bis 412 Meter, zu unserer Linken dehnt sich eine weite, sandige, öfters von Sumpf und Moor unterbrochene, stellenweise dunkle Inseln von Nadelwäldungen tragende Niederung, die die durchschnittliche Höhe von 250 Meter über dem Meerespiegel erreicht und die Fortsetzung der nordgalizischen Tiefebene ist.

Wir befinden uns auf der Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere. Die Quellen, die dem Fuße des podolischen Steilrandes entspringen, senden ihre Wässer durch den Bug und durch den Styr der Weichsel und dem Dniepr zu, dagegen nehmen sämmtliche Bäche und Flüsse an der Oberfläche des Plateau's ihren Weg gegen Süden zum Dniester.

Auf dieser Landhöhe liegt an der von Krasne nordöstlich ziehenden Eisenbahn nahe an der russischen Grenze in waldiger und sumpfiger Umgebung Brody, früher eine der bedeutendsten Handelsstädte Galziens. Wir aber verfolgen zu einem längeren Besuche der podolischen Hochebene von Krasne aus die südöstlich laufende Bahnlinie. An armseligen Hütten, die eher für die gänzliche Bedürfnislosigkeit als für die große Armuth des hiesigen Bauers zeugen, an bebauten, jedoch nicht übermäßig fruchtbaren Feldern, an nassen Wiesen vorüber, braust unser Zug der Bezirksstadt Zloczów zu. Dem Fremden, der zum ersten Male Galizien bereist, fällt nebst der Armseligkeit der Lehmhäuser des Dorfbewohners auch der gänzliche Mangel der Cultur der Obstbäume bei den Bauern auf. Was da bei den Hütten sich befindet, ist Alles wild, uncultivirt, also Holzbirnen, Waldapfelbäume, Schlehdorn und zufällig gepflanzte, aber verwilderte Zwetschke. Der Bauer hat keine Lust, edle Obstarten zu pflanzen, er behauptet nämlich, daß das gute Obst Gefahr laufen würde, von den Nachbarn gestohlen zu werden, während dem das unedle, saure so wenig Anziehungskraft für andere hat, daß es zu seinem ausschließlichen Privatgebrauch bleibt. Dafür pflanzt er mit besonderer Vorliebe den Weidenbaum. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß der hiesige Bauer ohne die Weide gar nicht existiren könnte. Er benützt sie sowohl als Baumaterial für seine Schuppen und Zäune, als auch als Heizmaterial und für manch anderen Zweck. Die brave, gute Weide! . . . Fast jedes Jahr wird sie furchtbar verstümmelt, indem sämmtliche Zweige, theilweise sogar der Stamm selbst



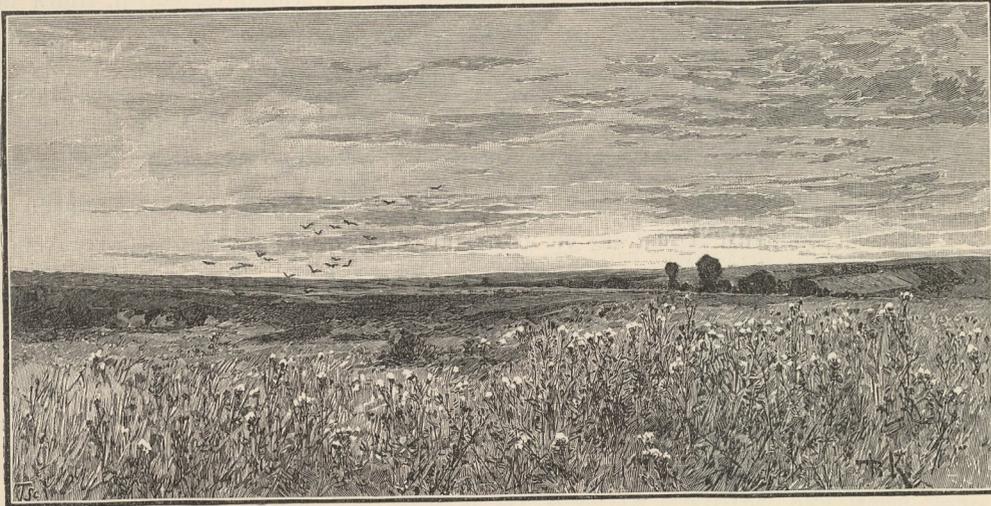
Tarnopol.

abgehauen wird, so daß nur ein unförmlicher, 2 bis 3 Meter hoher Block — dem zum Himmel um Rache schreienden Marterpfahl vergleichbar — zurückbleibt. Diese Operation scheint jedoch auf sie keinen tieferen Einfluß auszuüben, es sprossen frische Triebe und bald lächelt ein hellgrünes Medusenhaupt von der Spitze des Stammes dem gefühllosen Beiniger entgegen. Daß sie inwendig morsch und wurmfstichig ist, daß manchmal buchstäblich nur die gesunde Rinde zurückbleibt, die allein im Stande ist, den Ernährungsproceß des Baumes zu besorgen, ist der Weide auch vollkommen gleichgiltig, wie nicht minder der Umstand, ob der Boden, auf dem sie wächst, gut oder schlecht, kalkig, sandig oder mergelig ist. So sieht man mit Ausnahme der Steppen, auf denen überhaupt keine Bäume gedeihen, hierzulande überall Weiden; eine galizische Dorflandschaft ist ohne die bizarre Form der Weide, die eigentlich nur ein Zerrbild eines Baumes darstellt, undenkbar. Soll nun in die Landschaft Leben hineinkommen, so muß man sich dazu noch kleine, äußerst genügsame, mit stoischer Gleichgiltigkeit Hunger und Kälte, schwere Lasten und Mißhandlungen ertragende Pferde denken, die kaum diesen stolzen Namen verdienen und vor Allem selbstverständlich auch die Könige der galizischen Schöpfung: den Bauer im weißen Hemd und, last but not least, den Juden mit Stirnlocken und langem Talar. Diese vier Wesen gehören in Galizien entschieden zu einander.

In der Nähe von Koczów verläßt die Bahn die Niederung und beginnt langsam durch die tiefen Einschnitte in das Plateau einzudringen. Einige 16 Kilometer nördlich von der Bahn liegt inmitten miocäner Hügel das Dorf Podhorce mit dem berühmten Schloß, das im Jahre 1637 von Stanislaus Koniecpolski erbaut, später eine Zeit lang vom König Johann III. Sobieski bewohnt wurde.

Durch tiefe Eisenbahneinschnitte im oberen Kreidemergel (hierzulande Dpoka genannt) gelangen wir nach Tarnopol, wo wir die Bahn verlassen, um unsere Reise zu Fuß und zu Wagen fortzusetzen. Indem wir die 26.000 Einwohner zählende Stadt betreten, befinden wir uns in der Metropole von Galizisch-Podolien. Die ziemlich reizlose (304 Meter über dem Meerespiegel gelegene) Gegend wird mit Recht als Galizisch-Sibirien bezeichnet, denn die nach allen Windrichtungen offene, von keiner schützenden Hügelkette gedeckte Hochebene trägt den Charakter eines typischen continentalen Klima's. Die strengen Wintermonate, in denen das Quecksilber nicht selten unter —20 Grad Celsius sinkt, die heißen Sommermonate mit den beobachteten Extremen von über +30 Grad Celsius, der rasche Temperaturwechsel und die lästigen Winde gestalten das Klima zu einem recht unangenehmen. Die Stadt selbst bietet außer dem alterthümlichen Schlosse, das gegenwärtig als Kaserne dient, und der schönen Pfarrkirche, wenig Interessantes dar; recht eigenthümlich schaut die Stadt an Markttagen aus, besonders zur St. Anna-Messe, in der hauptsächlich Pferde auf den Markt kommen, während sonst Tarnopol den Hauptmarkt für den podolischen Getreidehandel bildet.

Die eigentliche Zierde der Stadt bildet ein großer (4 Kilometer langer und 1 Kilometer breiter) Teich, einer der größten in ganz Galizien, an dessen Süd-Ufer das oben erwähnte Schloß gelegen ist. Die zahlreichen größeren und kleineren Teiche, die der podolischen Landschaft ein charakteristisches Gepräge verleihen, verdanken ihre Entstehung mehr der Natur als der Kunst. Sämtliche Gewässer der Hochebene fließen in tiefen Erosionsthälern, die sich im Laufe der Jahrtausende in die Platte eingemeißelt haben, wodurch es leichtverständlich ist, daß solch ein Erosionsthal je nach der Härte und Festigkeit des anstehenden Gesteines sich bald erweitern, bald verengen kann. Bei jeder solchen Verengung



Steppenlandschaft bei Strusów, podolisches Plateau.

ist die Bedingung zur Sumpf- und Teichbildung gegeben; der künstlich aufgeworfene Querdamm fördert diesen Proceß und dient zur Erhöhung des Wasserspiegels.

Wir verlassen hier die Bahn und setzen unsere Wanderung nach Süden zu Fuß und zu Wagen fort. Eine leicht wellige, mit üppigem, wogendem Getreide, unter dem der Weizen die Hauptrolle spielt, bedeckte Fläche liegt vor unseren Augen ausgebreitet. Die Gegend ist nicht so einförmig baumlos, wie wir das etwa bei unserem Eintritt in die Hochebene erwartet hätten. Allerdings ist die Föhre der Niederung verschwunden, dafür sehen wir aber am Horizonte kleine, hellgrüne, hauptsächlich aus der Buche, Rothbuche und Eiche bestehende Laubwälder, die eine angenehme Abwechslung in die Landschaft bringen. Auch unsere Vorstellung von der tafelförmigen ununterbrochenen Hochebene war unrichtig.

Bereits hier, bei unserem Eintritt in das Plateau, haben wir einen Vorgeschmack jener großartigen Erosionserscheinungen, die wir weiter im Süden bewundern werden.

Einige Schritte auf dem scheinbar ununterbrochenen Plateau und wir stehen am Rande einer tiefen Lößschlucht. Der gelbe, ungeschichtete Löß bildet sehr steile, fast senkrechte Wände, in denen zahllose Löcher die Existenz von Vogelnestern andeuten. Die Schlucht ist trocken, nur nach einem Gewitter oder anhaltendem Regen schäumt unten eine trübe Wassermasse, die die Schlucht erweitert und vertieft.

Einige Kilometer vor dem Marktflecken Mikulińce bekommen wir zum ersten Male eines der Erosionsthäler selbst zu Gesicht, nämlich das Thal des Serethflusses. Es ist eine fast geradlinige, direct gegen Süden gerichtete Schlucht, an deren Wänden die Wirkung der nagenden und meißelnden Kraft des fließenden Wassers deutlich sichtbar ist. Unten in der Tiefe liegen die Ortschaften wie die Perlen an einem Faden längs des Flusses aneinandergereiht und verborgen, und das wiederholt sich überall in Podolien. Wenn man sich auf der Höhe des Plateau's befindet, bemerkt man mit Staunen, daß auf dem weiten Gesichtskreise die menschlichen Behausungen so gut wie fehlen und man möchte die Gegend für unbewohnt halten, würden nicht die Culturen das Dasein der Menschen verrathen.

Wie ein Mauerwerk ragt uns die Thalwand entgegen. Zu unterst zeigt sie ein rothbraunes Fundament, darauf kommt ein schmales, grünliches, dann ein hellgraues, endlich ein weißes Band, alles sehr regelmäßig horizontal angeordnet. Der Geologe belehrt uns, daß der Fluß die wagrecht ruhenden Schichten durchsägte und somit den inneren Bau der Hochebene aufschloß. Die tiefsten Ablagerungen bestehen aus uralten röthlichen Sandsteinen, die unter dem Namen der Trembowlaer-Steine bekannt sind und ganz Ostgalizien mit einem ausgezeichneten Treppen- und Trottoirmaterial versehen. Sie bilden das Liegende der grünen Sande und hellgrauer Mergel der oberen Kreideformation, worauf endlich die Sand- und Kalksteine des Miocäns folgen, womit nun die Reihe der Meeres-sedimente abgeschlossen wird. Es folgen die bereits erwähnten gelblichen Lößmassen, die unmittelbar in die stellenweise sehr mächtige Ackerkrume (sogenannte schwarze Erde, poln. Czarnoziem) übergehen. Merkwürdig ist die auffallende Asymmetrie solcher Thäler, an welchen das östliche Ufer gewöhnlich steil, fast senkrecht, von der Vegetation beinahe ganz entblößt, das westliche hingegen sanft geböscht und mit großen Lößmassen bedeckt ist.

Durch den kleinen Marktflecken Mikulińce mit der gut erhaltenen Ruine eines Schlosses aus dem XVI. Jahrhundert, das durch die öftere heldenmüthige Vertheidigung gegen Türken, Tataren und Kosaken berühmt ist, gelangen wir bald in die anmuthig am Gnieznabach gelegene Bezirksstadt Trembowla. Aus der Tiefe des Gnieznathales blicken wir auf die rothen Wände des mächtig entwickelten devonischen Sandsteines, die von einer schönen Schloßruine gekrönt sind. Die äußere Umfassungsmauer und die großen Bastionen sind noch sehr gut erhalten und ragen in die blauen Lüfte als stumme Zeugen jener großen, blutigen Geschichte, die sich da einst abspielte. Die Lage des Schlosses ist nicht nur

strategisch glücklich gewählt, sondern auch landschaftlich malerisch. Auf einer Bergzunge, die nur auf einer Seite mit der Hochebene verbunden ist, von allen anderen aber durch das tiefe halbmondförmige Thal des Gnieznabaches und die Schlucht des Peczenijabaches halbinselartig abgetrennt ist, gelegen, übt das Schloß auf den Beschauer einen eigenthümlichen Reiz aus. Von der Höhe der morschen, moosbedeckten Mauer schweift unser Blick weit gegen Osten, ohne auf der baumlosen Hochebene einen Ruhepunkt zu finden. Die goldenen Ähren, von leichtem Winde wellenförmig bewegt, bilden einen willkommenen Gegensatz zu dem dunklen Walde, der sich im Westen in unserer unmittelbaren Nähe erstreckt. Die freundliche Stadt zu unseren Füßen, die tiefen, rothen, devonischen Schluchten, an deren Rande wir stehen, das Grün des Waldes und das Gold der Steppe, das Alles vereinigt sich zu einem harmonischen, farbenprächtigen Bild, das seinesgleichen sucht.

Doch zurück zum Serethfluß. Unser Weg führt uns westwärts durch einen schönen Wald. Wir passiren im Markt Strusów den Serethfluß, werfen einen Blick auf das tiefe Erosionsthal — mit ähnlich wie in Trembowla rothen devonischen Sandsteinwänden — auf die schöne Kirche und das prächtige Schloß und eilen westwärts gegen die Ortschaft Zadzrosć. Wie mit einem Zauberschlage ist die Schlucht, der Wald, ja fast jeder Baum verschwunden. Eine ausgedehnte Steppenlandschaft, die in weiter zitternder Ferne mit dem Horizonte verschmilzt, ist vor unserem entzückten Auge ausgebreitet. Noch vor zwei oder drei Jahrzehnten waren da die Pantalicha oder Orzelówka, Zadzrosć, Stepy Strusowskie und wie alle diese Steppen heißen mögen, in ihrer urwüchsigen Pracht. Heute sind es nur bescheidene Überreste jener Urform der Plateau-Oberfläche. Mit jedem Jahre dringt die Cultur tiefer und tiefer in das Herz der Steppen ein, und bald werden sie ganz dem langweiligen, regelmäßig gefurchten Ackerboden weichen müssen.

Der wolkenlose blaue Himmel mit dem goldenen Feuerball, die weiche, leicht bewegte, erfrischende Morgenluft, der wunderbare Anblick der weiten an das Meer erinnernden Fläche erfüllt uns mit Wonne, die jeden Nerv vor Lebenslust erzittern läßt. Hoch zu Ross fühlen wir uns dem Adler gleich, der gerade jetzt in den Lüften auf Beute spähend mit seinen mächtigen Schwingen große Bogen beschreibt. Die Culturen werden feltener, die podolische Prairie erscheint vor uns in ihrer ganzen Majestät. Ein prächtiger weicher, blumendurchwirkter Teppich breitet sich zu unseren Füßen aus. Das üppige, saftig grüne Gras, die gelben Dotterblumen, die Rosenblüten des Lychnis, die Lilaglöckchen der Campanulen und tausend andere Blumen und Blüten in allen Farben des Regenbogens entzücken Auge und Herz. Doch was ist das? . . In weiter Ferne, dort wo das Blau des Himmels mit dem Grün der Steppe zusammenschmilzt und die Luft wie über der Feuerlohe erzittert, erblicken wir große Vögel, die starr und bewegungslos, wie aus Stein gemeißelt, uns verdachtschöpfend mustern. Das sind die

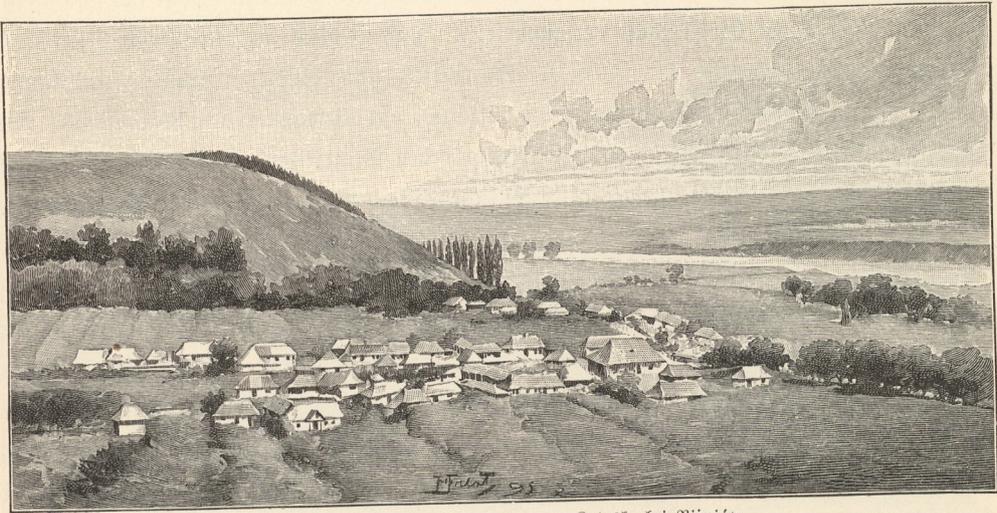
großen Trappen, die Riesen unter den Vögeln der Steppe. Jetzt ist allerdings ihre Furcht vor dem Menschen unbegründet, da es Sommer und somit Schonzeit ist, aber in einigen Monaten, sobald der erste Reif die schwachen Blumen der Steppe knickt, beginnt die fröhliche Jagd. Vorsichtig muß man da zu Werke gehen, denn der Vogel ist scheu, sehr scheu.

Die Gegend beginnt sich zu beleben. An großen Viehherden, die an den Brunnen ihre Morgenruhe halten, reiten wir weiter westwärts. Zahlreiche, kleinen Tannen nicht unähnliche Equiseten, die knisternd unter den Pferdehufen zusammenknicken, verrathen die Nähe des Hochmoors. Kleine Tümpel, in denen das dunkle Wasser durch Winzen und Schilfrohr durchsieht, zwingen uns vom Pferd abzustiegen und unsere Wanderung zu Fuß fortzusetzen.

Welche Lust für den Waidmann! Wer wäre im Stande Alles aufzuzählen, was da krecht und fleucht, und tren das Leben zu schildern, das da in dem nassen Theil der Steppe pulst? Laut aufschreiend erhebt sich eine aufgeschreckte Kiebitzfamilie und verfolgt uns auf Schritt und Tritt mit ihrem scharfstönigen „Kiwit“, „Kiwit“. Ganze Schaaren von Wildenten, darunter auch einige für den Zoologen interessante nordische Formen, streichen über unseren Köpfen hinweg, um sich in den entfernteren Tümpeln zu verstecken. Piepend steigen die Bekassinen auf und bringen durch ihren raschen zickzackförmigen Flug den Anfänger in der edlen Waidmannskunst zur Verzweiflung. Dafür zieht lautlos und geradlinig die Doppelschnepfe unmittelbar über dem Boden, ein Prachtschuß auch für den minder Geübten. Schon außerhalb der Schußweite erglänzt auf dem dunkelgrünen Hintergrunde ein Silberreiher, dessen schöne und kostbare Federn die Jagdbegierde reizen. Mit Gleichgiltigkeit gegen die nassen Füße steht er stundenlang im Wasser, um seine Beute zu erspähen. Auch der Kranich ist nicht selten, obwohl seine Zugzeit noch nicht begonnen hat. Der ist noch scheuer als sein soeben erwähnter Verwandter, und der Jäger kann vom Glück sprechen, wenn er ihn auf die Strecke bekommt. Dafür spaziert der dreiste Storch stolz in unserer unmittelbaren Nähe, sich dessen wohl bewußt, daß er von uns nichts zu befürchten hat. Glaubt doch der Bauer, daß jede Mißhandlung dieses Langschnäblers unbedingt die Rache seiner Verwandten nach sich zieht, sind ja doch Fälle vorgekommen — so meint er — daß der Storch aus Rache durch glimmende Holzstücke das Haus in Brand steckte; übrigens ist das Storchschießen eine Todsünde und zieht sicher eine Krankheit, wenn nicht was Schlimmeres nach sich. Plötzlich schlägt ein tiefes Gebrumme an unser Ohr. Es ist die Rohrdommel, dieser merkwürdige Rauz, der, irgendwo im Wasser versteckt, es für seine Pflicht hält, bei diesem eigenthümlichen Concerte den Hoboisten abzugeben. Auf einer trockenen Stelle läßt sich eine Schaar größerer uns unbekannter Vögel nieder. Wir erfahren von unserem Begleiter, daß es echte Steppenbewohner, nämlich die Brachvögel sind.

Allmählig beginnt das wirre Treiben des Thierlebens nachzulassen, die Sonne hat schon längst den Meridian passirt und gießt Feuer auf die Steppe.

Wir sind müde und sehnen uns nach einem kühlen lauschigen Plätzchen. In der Ferne entdecken wir auf trockener Erhebung eine menschliche Behausung, auf die wir zueilen. Es ist eine armselige, hinnenbedeckte Hütte, daneben einige Scheunen und dahinter ein Bienengarten. Der Anblick der Bäume erfüllt uns mit Freude, obwohl es streng genommen keine eigentlichen Bäume sind, sondern nur strauchartige Weichseln, verkriüpelte Kirschbäume, Dorn- und Hollunder-Gestrüpp, doch die schattige Kühle thut uns wohl. Zahlreiche Bienenkörbe stehen unter den Sträuchern oder an die Lehmmauer angelehnt, die fleißigen



Die pobolische Platte in der Gegend von Kutyska bei Nizniów.

Thierchen sind jetzt in voller Thätigkeit, denn es gibt viel zu sammeln, da Alles in Blüte steht. Ein alter, ehrwürdiger Bauer, ein Prachtexemplar eines galizischen Bienenvaters, grüßt ehrerbietigst und ladet uns in seine Behausung ein. Er ist sehr gastfreundlich und gesprächig, ist ihm ja doch die weite, große Welt nicht unbekannt! Er hat seine achtzehn Jahre beim Militär ausgedient, den Feldzug in Italien mitgemacht, war in Wien in der Garnison und wurde sogar durch eine Ansprache des Kaisers ausgezeichnet; jetzt wo er alt geworden ist, betrachtet er die Steppe und seine Bienen für seine ganze Welt. Er tischt uns Milch, Schwarzbrot, Käse und Honig auf und wird gar nicht müde uns zum herzlichen Zugreifen zu animiren.

Nach diesem frugalen Mittagssmale lagern wir uns bequem im weichen Graße im Schatten des Hollunderstrauches. Wir lassen unseren Blick in die friedliche Ebene schweifen und saugen begierig den süßen Duft ein, den das neben dem Garten in voller weißer

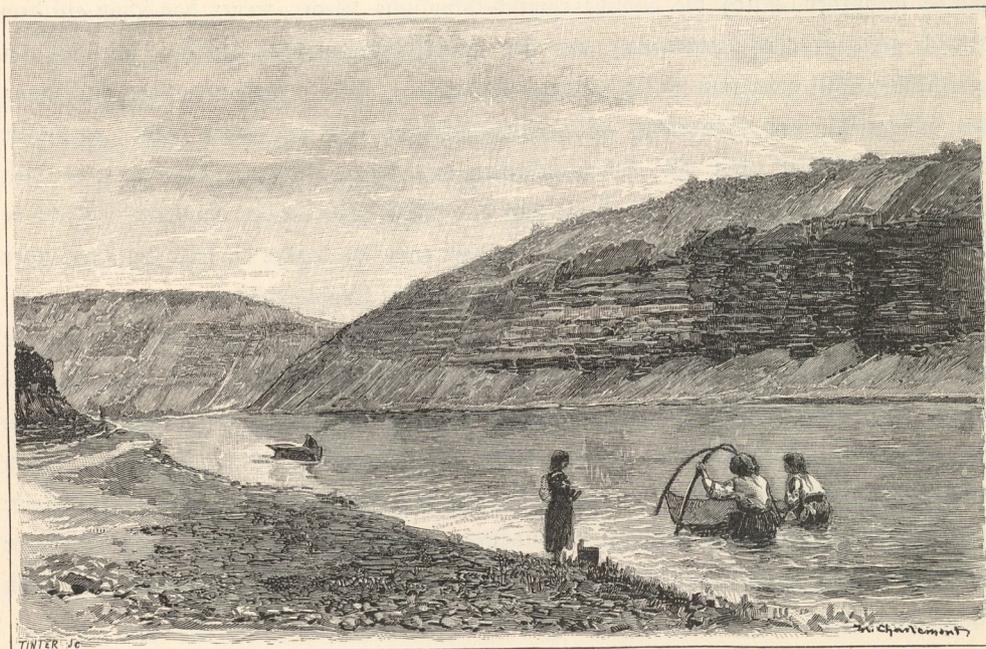
Blüte stehende Heidekorn ausathmet. Das melancholische Gesumme der Bienen wird uns zu einem sanften Schummerlied, bei dem wir in den so angenehmen halb wachenden, halb träumenden Zustand verfallen. Doch — ist es Traum oder Wirklichkeit? Unweit vom Garten, gleich hinter dem Heidekorn, erscheinen auf der Steppe kleine braunrothe Gefellen, die in possirlichen Stellungen und lebhaften Sprüngen ihr Spiel treiben. Es sind keine Kobolde der eingebildeten Welt, sondern leibhaftige Bewohner der Steppe mit Fleisch und Blut. Wir springen auf und die Thierchen sind verschwunden; da jedoch der Wissensdrang den Sieg über die Lust zum dolce far niente davonträgt, nähern wir uns vorsichtig den kleinen Bauen und bleiben versteckt auf der Lauer liegen. Nach einer Weile erscheint in der Öffnung ein Köpfschen, dann das ganze Thierchen, das Männchen pukt sich und pfeift, bis endlich die ganze Gesellschaft versammelt ist. Das niedliche braunrothe, viel zierlicher als der Hamster gebaute Thierchen ist im Westen und Süden Europa's unbekannt, es ist nämlich der Ziesel (*Spermophilus citillus*), ein Bewohner des Nordostens. Die podolische Hochebene birgt auch eine Art europäischen Prairiehundes, nämlich den Bobak (*Arctomys bobac*), dessen lustiges affenähnliches Treiben der aufmerksame Reisende hier oft beobachten kann.

Mittlerweile ist es Abend geworden. Die Königin des Tages ist im fernen Nordwesten in ihrer ganzen majestätischen Pracht, in Feuer und Gold gebadet, untergegangen; ein violetter Schimmer breitet sich über die Landschaft aus. Unser Gastwirth mahnt uns ernstlich davon ab, die Reise bei der Nacht fortzusetzen. Die Nacht ist keines Menschen Freund, wir könnten uns leicht verirren und in ein bodenloses Moor gerathen, übrigens treiben die bösen Geister Nachts ihr Unwesen in der Steppe. Wir bleiben. Auf weichem Heu gebettet, bringen wir die Nacht im Freien zu. Der schnatternde Ton des Wachtelkönigs und das Quaken der Frösche leitet das Abendconcert, das bald von tausend Stimmen aufgenommen wird, ein. Im fernen Sumpf blinzeln die Irrlichter, die frische Nachtluft erweitert unsere Brust, die köstlichen Düste berauschen unsere Sinne, — o übe auf uns deine ganze Macht aus, du süße, herrliche Steppennacht!

Am nächsten Tage setzen wir unsere Reise gegen Süden fort. Durch üppige Wiesen und bebaute Felder führt unser Weg an zahlreichen Holzkreuzen und heiligen Standbildern, die die gottesfürchtige Landesbevölkerung überall reichlich errichtet, vorüber. In weiter Entfernung von den Flußthälern sind die Ortschaften selten. Aber auch hier sucht der Mensch für seine Behausung breite Lößschluchten und überhaupt Einsenkungen im Terrain auf, um Schutz vor den Steppenwinden zu finden.

Die Dörfer, die wir hier passiren, bezeugen schon durch ihr Aussehen die Wohlhabenheit des Landmannes. Nette, reinliche Häuser, mit kleinen Blumengärtchen, in denen weder die Malve, noch die Pfingstrose, am wenigsten aber die beliebte Gartenraute

fehlen dürfen, große Scheunen und Getreideständer, gut aussehendes Vieh, das Alles beweist, daß die „schwarze Erde“ ihren Mann gut nährt. Die Nähe des Flusses wird immer augenscheinlicher. Kleine Waldungen und Dächer von Häusern, die die Existenz weiter unten versteckter Ortschaften verrathen, deuten darauf hin. Von Zeit zu Zeit können wir sogar einen Blick in die bewaldete und belebte Einsenkung thun, bis endlich bei der Stadt Buczacz das Erosionsthäl des Strypaflusses in seiner ganzen Schönheit uns entgegentritt.



Die Uferwand des Dniesterflusses bei Zaleszczyki, podolisches Plateau.

Die Regelmäßigkeit des Laufes der linksseitigen Dniesterzuflüsse ist recht auffallend. An der Nordgrenze des Plateau's entspringend, fließen sie alle untereinander parallel südwärts, fast geradlinig, in immer tieferen Erosionsthälern: eine Erscheinung, die wir an allen galizisch-podolischen Zuflüssen wie Złota-Lipa, Strypa, Sereth, Niczława, Zbrucz und auch in Russisch-Podolien bei fast sämtlichen Nebenflüssen wiederholt sehen.

Steil bergab führt uns unser Weg in das Thal des Strypaflusses, der hier eine kleine Serpentine bildet. An den sanfteren Gehängen des Thales hat sich die durch ihre alterthümlichen Denkmäler interessante Stadt Buczacz aufgebaut. Die steilen Ufer stehen perpendicular — wie rothe Mauern — und zeigen die uns bekannten devonischen Sandsteine und Thonschiefer aufgeschlossen. Hoch oben thront eine schöne Ruine über der Umgebung.

In der Stadt, die zu den ältesten in Ostgalizien gehört, fesselt vor Allem das kleine, aber reizende, im edelsten Barockstil gehaltene Rathhaus unsere Aufmerksamkeit. Es wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Nikolaus Potocki, dem Starosten von Raniów — daher auch kurzweg Raniowski genannt — erbaut. Er war auch der letzte, der das Schloß in Buczacz bewohnte. Was die Stürme der Türken in den Jahren 1672 und 1676 nicht vermochten, hat der nagende Zahn der Zeit in einem einzigen Jahrhundert zustande gebracht: das mächtige, bereits im XIV. Jahrhunderte gegründete Schloß ist Ruine geworden. Auch die hübsche römisch-katholische Kirche, ferner das schön auf dem Hügel gelegene Basilianerkloster mit der griechisch-katholischen Kirche, dann die im griechischen Stil gehaltene Pokrowakirche (Pokrowa = Schutz) verdanken ihre Entstehung der Liberalität des Starosten. Wenn wir noch dazu das im Jahre 1652 gegründete Dominicanerkloster, die St. Nikolauskirche, mit ihren schönen Bildern aus dem XVIII. Jahrhundert, endlich die kleine aus dem XVII. Jahrhundert stammende Kirche in der Vorstadt Nagorzanka aufzählen, so haben wir noch keineswegs die Liste der Denkmäler dieser interessanten, circa 11.000 Einwohner zählenden Stadt erschöpft.

Nicht minder interessant als die Stadt selbst ist die Umgebung derselben. Wenn wir im Süden das Plateau besteigen, befinden wir uns unmittelbar in einem alten Buchenwalde. Eine Klosterruine (das sogenannte alte Basilianerkloster), auf deren zerfallenen Mauern hundertjährige Bäume wachsen, fesselt unsere Aufmerksamkeit. Zu unseren Füßen gähnt ein Abgrund, in dessen Tiefe die ruhige Strypa ihre Fluten rollt. Kaum 100 Meter breit ist diese tiefe Erosionsschlucht, die mit ihren rothen, fast senkrechten 60 bis 70 Meter hohen Wänden in der freundlichen Umgebung des grünen Waldes sich wunderbar schön ausnimmt.

Auf unseren Reisen in der weiten, großen Welt haben wir bereits etwas Ähnliches, allerdings in viel größerem Maßstabe gesehen. Das gähnende Thal zu unseren Füßen ist ja doch nichts anderes als die Miniatur der nordamerikanischen Cañons. Der Arkanzas, der Yellowstone und viele andere, vor Allem aber der Coloradoriver fließen in solchen tiefen Erosionsthälern mit steilen Ufern. Allerdings reicht die Höhe solcher Uferwände in Amerika in Hunderte, ja Tausende von Metern, doch theoretisch ist das dieselbe Erscheinung, die wir in verkleinertem Maßstabe an podolischen Flüssen sehen.

Wir sind überwältigt von der Großartigkeit der Erscheinung. Zwar sehen wir im Hochgebirge, auf einem erhabenen Gipfel stehend, viel tiefere Thäler und viel mächtigere Felswände, aber der Eindruck ist doch anders. Es kommt uns ganz selbstverständlich vor, dort, wo es hohe Berge gibt, auch tiefe, dazu gehörige Thäler zu erwarten. Daß aber eine glatte und scheinbar ununterbrochene Ebene plötzlich und unerwartet einen tiefen Riß, einen Abgrund zeigt, das ist überwältigend. Der Laie ist gerne geneigt eine furchtbare

Katastrophe, die hier die Erdkruste bis zu ihren Eingeweiden aufwühlte, anzunehmen, und doch ist es in Wirklichkeit nur die unscheinbar waltende erodirende Kraft des fließenden Wassers, die im Laufe der Zeiten diese großartige Erscheinung zu Stande bringt.

Weiter gegen Süden wandernd gelangen wir in circa zwei Stunden in den reizend gelegenen Markt Jazłowiec. Er befindet sich am Olchowiebache, einem Nebenzuflusse der Strypa, der wieder die Tendenz des geradlinigen südlichen Laufes der podolischen Flüsse in auffallender Weise zeigt. An seinem steilen Ufer erhebt sich malerisch die Ruine des einst mächtigen Schlosses, das im XV. Jahrhundert erbaut, durch lange Zeit eine wichtige Rolle in der Geschichte der Kriege mit den Türken, Tataren und Kosaken spielte. Bemerkenswerth ist auch der in der Nähe befindliche Palast, der, vom Vater des letzten polnischen Königs erbaut, jetzt in seinen Mauern das Mädchenerziehungs-Institut unter der Leitung der Ursulinerinnen beherbergt.

Auf der Oberfläche des Plateau's fällt uns eine Erscheinung auf, die für das landschaftliche Aussehen sowohl dieser Gegend, als auch — und zwar in noch stärkerem Maße — des weiter südöstlich am rechten Dniesterufer gelegenen Gebietes sehr charakteristisch ist. Es sind das zahlreiche, sehr regelmäßige, trichterförmige Einsenkungen mit sehr steilen Wänden, die die cultivirten Felder unterbrechen. Solche Trichter, deren größter Durchmesser einige 20, manchmal gar über 50 Meter und deren Tiefe 5 bis 30 Meter beträgt, haben ihre Ursache in dem geologischen Baue des Terrains. Unmittelbar unter dem Löß befinden sich hier die Schichten der Miocänformation, die zahlreiche Gypsstöcke führen. Da der Gyps im Wasser leicht löslich ist, so geschieht es, daß gar mancher von diesen Gypsstöcken durch das Regenwasser ausgewaschen wird. Es entsteht nun ein Hohlraum, in den der Löß und die Humusdecke trichterförmig einsinken. Für den Landmann ist diese Erscheinung nichts weniger als angenehm, da solche Trichter, wie nicht anders zu erwarten ist, für die Bodencultur verloren gehen. Auch die in diesem Theile von Podolien häufigen Gypshöhlen, von denen die größte bei Bileze am Serethflusse aus vielen Kilometer langen Gängen besteht, verdanken ihre Existenz derselben Entstehungsweise; sie spielten in vergangenen Jahrhunderten eine große Rolle, da sie der Landbevölkerung während der so oft sich wiederholenden Einfälle der Barbaren als Schlupfwinkel dienten.

Wir passiren die Ortschaft Beremiany, noch einige Schritte — und ein Ausruf der Bewunderung und Überraschung entschlüpft unseren Lippen! Wir stehen am Rande eines felsigen, über 100 Meter tiefen Abgrundes, in dem weit unter unseren Füßen der majestätische Dniesterstrom seine grünlichen Fluten nach dem Schwarzen Meere führt. Mit einem Blick überschauen wir einen großen Theil seines mächtigen Thales, das bald cañonförmig ist, bald aber — und zwar an den Krümmungen — am convexen Ufer hohe steile Wände, am concaven hingegen anfangs flache, weiter aber landwärts sich

terrassenförmig erhebende Halbinseln bildet. Fast überall im Thale und an den nicht zu steilen Gehängen wächst Wald und Gestrüpp; dort aber, wo der Strypafluß mündet, erblicken wir ein fürmlisches Hügelland, indem das Plateau durch die Denudation in zahlreiche bergförmige Lappen zerrissen wurde.

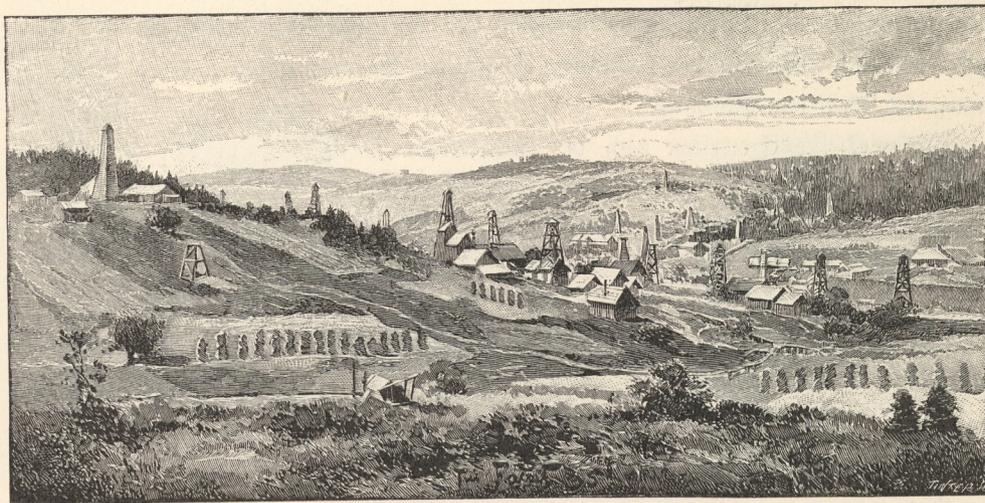
Wir lassen unseren Blick auf dem rechten Ufer in die Ferne schweifen: auf das gesegnete, kufuruzreiche Pokutien, auf den schmalen dunkelblauen Wall der Karpathen, der wie eine zierlich gesäumte, am westlichen Himmel aufsteigende Wolke das ganze Panorama abschließt. Was für ein prächtiges Bild! Was für ein Leben in dem Bilde! Hoch über unseren Köpfen wiegt sich der Seeadler auf seinen Fittigen in den Lüften, die lachenden Mövenschaften stürzen sich kopfüber in die Tiefen des Thales, der schwere Pelikan, der da zufälligerweise von seinen heimatlichen flachen Limanen verschlagen wurde, blickt theils neugierig auf die ungewohnten Felsen, theils neidisch auf die Fischer, die gerade auf einen großen Wels Jagd machen. Die Flößer, die dem Panteuxin zuweilen, jauchzen uns einen Gruß zu, wir danken und behalten sie eine Zeitlang im Auge, bis sie an der Krümmung hinter der rothen Wand verschwunden sind.

Ja roth, grün und wieder roth! Alles was nicht zu der Herrschaft der Flora gehört, ist da im Osten Podoliens, Dank der mächtigen Entwicklung der devonischen Schichten, roth und abermals roth, so die Thalwände, die Einschnitte, ja sogar der Staub auf den Straßen, woher auch die vielen podolischen Orts-Fluren-, ja sogar Völkernamen (Rothreußen) mit dem Beiworte roth (polnisch ezerwony) herzurühren scheinen.

So wandern wir sinnend längs des schönen Stromes dahin. Die waldigen Karpathen, die ihn zeugten, verlassend, nähert er sich beim Städtchen Mikokajow der Hochebene und bildet durch längere Zeit ihre Südwestgrenze, bis er endlich bei Mizniow ganz in dieselbe eintritt und zum eigentlichen Plateauflusse wird. Von da angefangen bekommt er keine Karpathengewässer mehr, weil der betreffende Theil des Gebirges schon zum Donaugebiete (Pruth, Szeremosz) gehört, es werden von ihm nur die typischen bereits oben angeführten Plateau- und Steppenflüsse zur linken Seite aufgenommen. Er fließt nun in einem großartigen Erosionsthale, dessen steile Wände stellenweise über 150 Meter hoch sind. Die absolute Höhe seines Niveaus beträgt unterhalb von Galicz (wovon Galizien seinen Namen hat) bei Mizniow, wo er zum eigentlichen Plateauflusse wird, 192 Meter, bei Okopy an der russischen Grenze, wo er Galizien verläßt, 107 Meter; berücksichtigt man dabei, daß die Länge des Stromes zwischen diesen beiden Punkten 228 Kilometer beträgt, so ergibt sich daraus sein mittlerer Fall mit 0.373 Meter auf 1 Kilometer.

Eine Wanderung im podolischen Flußthale ist sowohl in geologischer als auch in geographischer Beziehung sehr lehrreich und interessant. Man vergißt hier ganz die

Hochebene und glaubt irgendwo in eine karpathische Gebirgslandschaft versetzt zu sein, denn lauter anmuthige, bewaldete Hügel und steile Felsen umgeben uns von allen Seiten. Es ist nicht zu verwundern, daß diese reizenden, verborgenen Schluchten auch den Urvölkern, die diese Gegend vor Jahrtausenden bewohnten, als Lieblingsaufenthalt dienten. Zahlreiche Schachtgräber, Altäre und Tumuli für den Cultus des Sonnengottes bestimmt, steinerne und metallene Werkzeuge und Zierathen bilden hier ein ausgiebiges Feld für die Urgeschichtsforschung. Auch für den Jagdliebhaber haben diese wald- und gestrüppreichen Cañons eine besondere Anziehungskraft; denn Schwarzwild, Rehe, Füchse, im Winter auch Hasen, gibt es da in Hülle und Fülle.



Petroleumgruben von Schobnica, Karpathen.

Für den Besucher Galiziens, dessen raues Klima in keinem besonders guten Ruf steht, ist vor Allem anderen eine Änderung der Verhältnisse in diesem Theile Podoliens sehr wohlthuend. Zum ersten Male sehen wir hier kleine Weinculturen, in den wohlgepflegten Gärten der Städtebewohner und der Großgrundbesitzer gedeihen edle Pfirsiche, Marillen, überhaupt die feinsten Obstsorten. Daß hier auch alle möglichen Gemüsearten und die Feldfrüchte ausgezeichnet wachsen, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden.

Eine kleine Stromfahrt thalab gehört auch zum Programm der podolischen Excursion. Es stehen uns leider keine Dampfer zur Verfügung, da die Schifffahrt auf dem Dniester noch in den Kinderschuhen steckt. So müssen wir denn mit einem Floße vorlieb nehmen, wenn wir nicht das kleine Bauernboot vorziehen, das an die Indianer-Canoes erinnert und aus einem ausgehöhlten Stück Holz besteht.

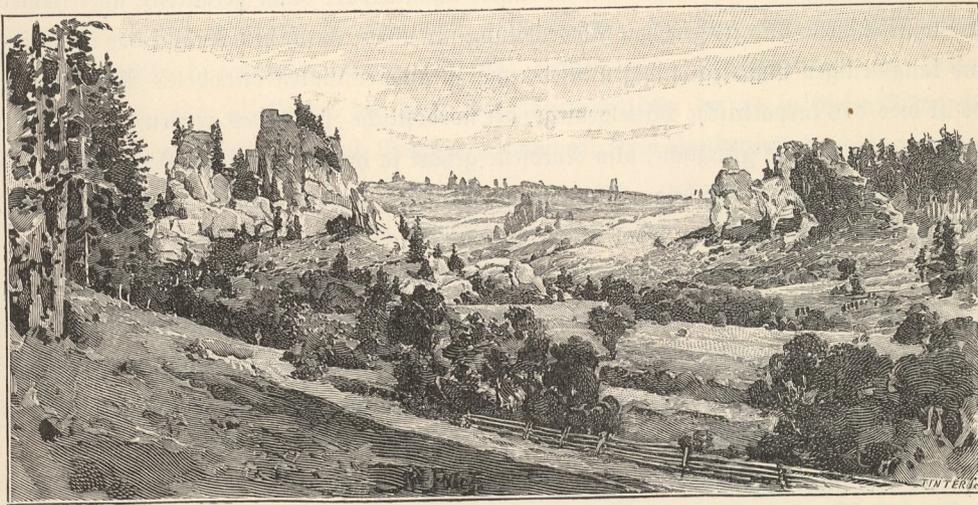
Nach der Passirung der großen Krümmung gelangen wir in einen Cañon mit steilen bewaldeten Wänden. Das Flußbett ist unten so schmal, daß man bei Hochwasser kaum so viel Platz findet, um längs des Wassers gehen zu können. Zum ersten Male bemerken wir beim Markt Uściczko im Liegenden des rothen Devons die tiefste Formation von Galizisch-Podolien, nämlich grünlichgraue Schieferthone, dunkle Kalksteine mit zahlreichen oberjüdischen Versteinerungen. Diese Änderung der Formation bedingt, daß die Farbe der Cañons weiter im Osten nicht mehr roth, sondern dunkel ist.

Am rechten Ufer beginnt das sogenannte Pokutien. Der Name umfaßt weder ein geologisches noch ein geographisches Gebiet, ist auch in ethnographischer Beziehung nicht begründet. Unter „Pokutien“ versteht man hierzulande den südlichen Theil von Galizien und spricht von den pokutischen Karpathen, von der pokutischen subkarpathischen Ebene und schließlich auch von der pokutischen Hochebene, die aber nichts anderes ist als ein integraler Theil von Podolien.

Eine kleine Excursion nach der Bezirksstadt Horodenka gibt uns Gelegenheit, letztere kennen zu lernen. Wir sehen eine äußerst baumarme, wellige Gegend, die durch große Fruchtbarkeit des Bodens ausgezeichnet ist. Da das Brennmaterial hier selten und theuer ist, so benützt der Bauer zum Heizen Kuchen aus Kuhdünger und gehacktem Stroh. Wir sehen hier überall an den Lehmwänden, die das Besitzthum des Bauers einfrieden, ferner an den Gebäudewänden solche Kuchen zum Trocknen in der Sonne angeklebt. Hier beginnt auch die Herrschaft des Kukuruz (türkischen Weizens). Meilenweit erstrecken sich die Culturen dieses wichtigen Productes, das die Hauptnahrung der niederen Volksclassen ausmacht. Die Maisfelder bringen eine angenehme Abwechslung in die Landschaft, da der hohe Kukuruz, in dem ein erwachsener Mann sich ganz bequem verstecken kann, auf dieser baumlosen Fläche gewissermaßen die Wälder vertritt. Von den Hausdächern hängen die ausgesuchtesten Maiskolben, die zur nächsten Saat bestimmt sind, herab; sie werden da zusammen mit verschiedenen Kräutern, die die ganze Hausapotheke des Bauers ausmachen, in der Sonne getrocknet. Der Großgrundbesitzer säet da vorzüglich Weizen und pflanzt daneben auch Kartoffeln, wenn eine Spiritusbrennerei in der Nähe ist.

Von der Stadt Horodenka, die durch ihre schöne, von dem bereits erwähnten Starosten Raniowski erbaute Barockkirche berühmt ist, gelangen wir in der Gegend von Zaleszczyki an den Dniester zurück. Diese Ortschaft, durch schöne Obstgärten und kleine Weinplantagen ausgezeichnet, liegt sehr anmuthig auf einer großen, durch eine Serpentine des Dniesters gebildeten, terrassenförmigen Bergzunge. Das gegenüberliegende Bukowinerufer bildet eine steile Wand, in der die podolischen Formationsglieder in regelmäßiger Aufeinanderfolge zu Tage treten.

Circa 32 Kilometer nördlich von Zaleszczyki liegt am Serethflusse das kleine Dorf Ulaszkowce, das durch seine Julimessen berühmt ist. Seit der Erbauung der Eisenbahnen in Galizien haben diese Messen an Bedeutung verloren, aber in früheren Zeiten bildeten sie — vor Allem in ethnographischer Beziehung — eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Neben den europäischen Kaufleuten konnte man da Typen aus dem fernsten Asien in ihren phantastischen und malerischen Trachten sehen. Gegenwärtig bildet die Messe einen wichtigen Markt für den Getreide-, Wolle- und Spiritushandel. Östlich von Zaleszczyki passiren wir bei der Ortschaft Gródek den tiefen Cañon des Sereth- und bei Uście Biskupie den des Niczlawabaches.



Felspartie von Urzecz im Bezirke Strzj, Karpathen.

Unweit von Uście Biskupie erblicken wir ein neues landschaftliches Element, das bei der Oberflächengestaltung der Hochebene sehr in die Augen fällt. Es ist das ein förmlicher Hügelzug, der zwischen Sinfow und der letztgenannten Stadt nach Russisch-Bessarabien hinüberstreicht. Man sieht auf den ersten Blick, daß er mit den podolischen Erosionsformen nichts Gemeinsames hat und gewissermaßen auf das Plateau aufgesetzt zu sein scheint. Er besteht aus sogenannten sarmatischen Ablagerungen, also Relicten jener Seen, die die Periode der theilweisen Ausfüzung und des allmäligen Verschwindens der Mediterran-Meere aus dieser Gegend bezeichnen. Etwas Ähnliches wiederholt sich weiter östlich. Bei Podkamien in der Nähe der Stadt Brody beginnt ein schöner bewaldeter Hügelzug, der den klangvollen Namen Miodobory (Honigwälder) führt und sich auf das russische Gebiet bis in die Gegend von Kamieniec Podolski erstreckt. In geologischer Beziehung stellt er ein sarmatisches Kaltriff dar, das aus Bryozoen-, Serpulen- und anderen fossilen Thierschalen zusammengesetzt ist.

Wir gelangen an die Mündung des Zbruczflusses, somit in den äußersten Osten des Landes, und stehen auf einer schmalen Halbinsel zwischen den tiefen Cañons des Dniester- und Zbruczflusses. Eine kleine, kaum aus ein paar Häusern bestehende Ortschaft Dkopy św. Trójcy (Schanzen der heiligen Dreifaltigkeit) krönt malerisch den höchsten Gipfel dieser Halbinsel und bezeichnet die Stelle, an der einst eine kleine Feldbefestigung stand.

Die ostgalizischen Karpathen. — Auf der Reise von Westen in die Hauptstadt des Landes sehen wir zu unserer Rechten fast ohne Unterbrechung sich ein Kettengebirge erheben, das bald in der Ferne als ein blauer Wolkenrand die bewaldete Ebene abschließt, bald aber, wie z. B. bei Przemyśl, in unsere unmittelbare Nähe herantritt, aber immer eine willkommene und angenehme Abwechslung für unser, durch den Anblick der trostlosen und langweiligen sumpfig-sandigen Niederung zu unserer Linken ermüdetes Auge bildet. Es ist dies das karpathische Mittelgebirge, der nordöstliche Zweig des großen europäischen Alpensystems. Seine galizische, also Nordseite gehört in hydrographischer Beziehung durch die Vermittlung dreier mächtiger Flußsysteme, Weichsel, Dniester, Donau, zweien Meeren, nämlich der Ostsee und dem Pont Euxin, an.

Je länger wir das Gebirge betrachten, je mehr wir von den krystallinen, aus demselben entspringenden Strömen passiren, desto mächtiger steigt in uns der Wunsch auf, das Innere dieses Zauberlandes kennen zu lernen, und wir benützen die nächste Gelegenheit, um mit der Erzherzog Albrecht-Bahn die Hauptstadt zu verlassen und gegen Süden, das ist gegen die ungarische Grenze, zu eilen.

Gleich hinter dem Bahnhof kreuzen wir den Fichtenwald, der den Übergang von der Hochebene zur nordgalizischen Niederung bedeutet, und passiren bei der Station Basiówka in der Höhe von 320 Metern über dem Meeresspiegel die europäische Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere. Von nun an bewegen wir uns an der Westgrenze der podolischen Hochebene im Gebiete des Dniesterflusses.

Von den Fenstern des Eisenbahnwagens aus können wir in der Gegend nichts besonders Anziehendes entdecken, aber einige 20 Kilometer westlich vom Bahnkörper gelangen wir in eine anmuthige, hügelige, bewaldete, von zahlreichen Schluchten coupirte Landschaft, die einige Kilometer südlich von Lemberg beginnt und sich bis an den Dniesterfluß in einer Länge von circa 40 Kilometern erstreckt.

Diese ausgedehnten Forste, die größtentheils zu der hochherzigen gräflich Skarbek'schen Stiftung für Waisen und Greise gehören, der hochstämmige, majestätische Laubwald, die Schluchten mit malerischen Felspartien, die gewissermaßen die sächsische Schweiz in Miniatur darstellen, die grünlichen Hügel, auf denen zahllose Hehe weiden, bilden ein wahres Paradies, sowohl für den Waidmann als für den Naturfreund.

Wir passiren die Station Pustomyty, bekannt, wie die Nachbarortschaft Lubien, durch ihre heilkräftigen Schwefelbäder. Wir lassen den Markt Szezerzec bei Seite liegen, um uns an dem Anblick des zu unserer Linken gelegenen, mit einem Kirchlein gekrönten Gypshügels zu ergöhen, wir bewundern vor Mikolajów das schöne palastartige Institut der bereits erwähnten Skarbek'schen Stiftung und gelangen bei der Ortschaft Rozwadów zum Dniesterfluß. Dröhnend braust der Zug über die eiserne Brücke, wir blicken neugierig hinaus und ein Laut der Enttäuschung entschlüpft unseren Lippen! Soll das derselbe mächtige Strom sein, den wir weiter im Osten kennen gelernt?

Es ist allerdings ein kleiner, unbedeutender Fluß, dem aber doch nicht zu trauen ist. Bei jedem Hochwasser wird die ganze Gegend überschwemmt, und wir sehen sogar jetzt in der trockenen Zeit zahlreiche Tümpel und nasse Wiesen, die das ungewöhnlich große Inundationsgebiet verrathen. Circa 120.000 Hektar stehen da mehrmals im Jahre unter Wasser, eine Thatsache, die zwar den Jäger entzückt, da es in diesen Tümpeln und Sümpfen von Wildenten und Bekassinen wimmelt, dem Landwirth dagegen weniger willkommen ist.

Die podolische Platte, deren südlichen Steilrand das linke Dniesterufer bildet, verschwindet allmählig hinter uns, und ein neues geologisches und landschaftliches Element breitet sich vor unseren Augen aus. Es ist das die subkarpathische Ebene, deren ziemlich unfruchtbarer Boden aus den Alluvionen, hauptsächlich Schotter, der Gebirgsflüsse zusammengesetzt ist.

Die Aussicht gegen Süden ist geradezu reizend. Große dunkle Waldungen bezeichnen den Übergang von der Ebene zum Gebirge, der schöne, klare Strujfluß windet sich wie ein blaues Band durch die Landschaft, weiter südlich erheben sich die diluvialen Flußterrassen, die die Lage der ehemaligen Flußbette markiren, und ganz im Hintergrunde steigt die anmuthige, sanft gezackte, mit einzelnen Gipfeln bis über die Baumgrenze emporstehende Kette der Karpathen in die Höhe, denen kleine Salzthonhügel vorgelagert sind. In der hübschen Stadt Struj, einem Knotenpunkte der galizisch-ungarischen und der Transversalbahn, wollen wir uns gar nicht länger aufhalten, da es uns zu mächtig in die schöne freie Natur hinaus zieht.

Außerhalb der Stadt wendet sich die Bahn nach Südwesten. Immer deutlicher tritt das Gebirge hervor, die vorderen Ketten werden immer höher und lassen die dahinter liegenden verschwinden. Bald können wir die Alpen und die Wälder auf dem höchsten Paraszka-Zekemin-Kamme unterscheiden. Zu beiden Seiten des Flusses erstrecken sich die scheinbar undurchdringlichen Wälder der Vorberge. Gerade vor uns drängen die riesigen Forste der Staatsdomäne Lisowice, die durch ihren Wildstand berühmt ist. In den Bacheinrissen und an den Ufern des Stromes sieht man Schichten der Salzthonformation anstehend.

Hinter der Station Lubieńce sehen wir die beiden Ufer des Stryjflusses sich langsam erheben. Mit jedem Schritt wird die Gegend anmuthiger. Steile Felspartien, die sich ruinenartig über dem klaren Strome erheben, dunkle Tannenwaldungen, lachende grüne Bergwiesen und schäumende Bäche folgen in angenehmer Abwechslung. Noch eine dröhnende Fahrt über die Stryjbrücke, noch ein kurzes Verschwinden in den Eingeweiden der Erde in einem kleinen Tunnel, und unser Zug gleitet langsam in die Station Synowódzko: wir halten unseren Einzug in die Karpathen.

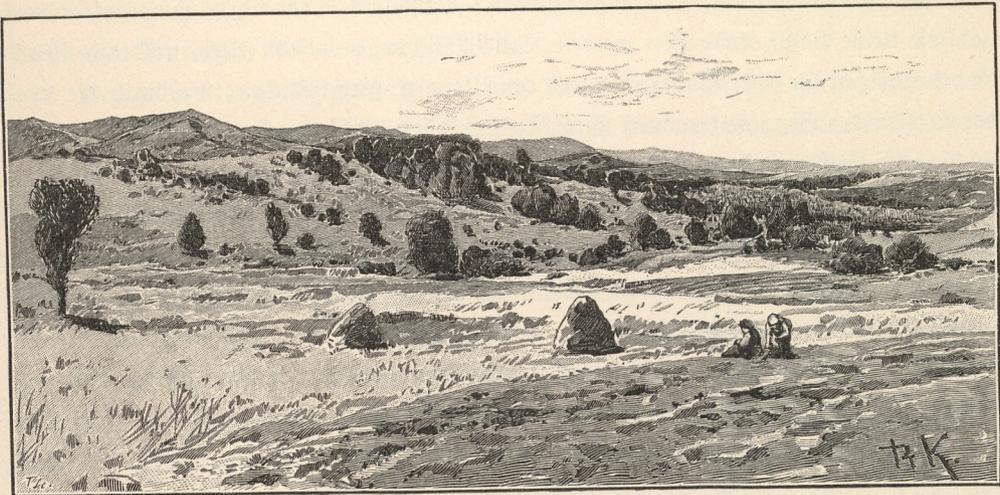
Es ist zwar kein wildromantisches Gebirgs panorama, das sich vor unserem Blicke entfaltet, es gibt da keine Schneefelder, keine Gletscher und keine schroffen zerrissenen Zinken und Nadeln, aber wir müssen doch gestehen, daß die Gegend schön, sehr schön ist. Die klare bläuliche Luft umgibt Alles mit einem unaussprechlichen Zauber, die Berge scheinen in einem saphirartigen Aether zu schwimmen. Die breite, üppige Alluvialebene der beiden vereinigten Flüsse: des Stryj und Dpor, ist von allen Seiten von Bergen umrandet. Wie ein Wall erhebt sich im Hintergrunde die Paraszka-Zelemin-Kette, deren Spitzen die Höhe von über 1200 Metern erreichen. Große dunkelgrüne Tannenwaldungen bedecken ihre Böschungen und nur die höchsten Gipfel ragen mit ihren üppigen Almen baumlos in die klaren Lüfte empor. Mächtige Gebirgsäste entspringen der Hauptkette und senden ihre bewaldeten Ausläufer weit in die Ebene hinein. Längs der rauschenden Ströme erheben sich steile, durch die Erosion des Wassers entblößte Steinwände oder lachen üppige Wiesen und behaute Felder uns entgegen. Es zieht uns unwiderstehlich auf die Berge, auf die Almen, wir sind ungeduldig das ganze Bild mit einem Blick zu überschauen und dem entfernten Podolien, das wir so liebgewonnen haben, den letzten Gruß von der luftigen Höhe zuzusenden.

Wir verlassen die Bahn und begeben uns längs des Stryjflusses nach Korczyn, einer kleinen Ortschaft, die als klimatischer Curort von Sommerfrischlern besucht wird. Von hier aus führt der Weg an dem Ufer eines kleinen Baches, der seine Quellen hoch auf den Abhängen der Hauptkette hat. Ein herrlicher Urwald umgibt uns von allen Seiten. Mit wahrer Wollust schlürfen wir den köstlichen würzigen Tannenduft, und verwundert blicken wir auf die undurchdringlichen Dickichte, in denen die morschen, durch die Windbrüche gefallenen Baumstämme, das Jungholz und die lebenden hoch aus dem Waldeszwielicht zur Sonne emporgeschossenen Tannen ein wildverschlungenes, schier unentwirrbares Knäuel bilden. Die nassen Stellen an den Bächen sind mit Riesenblättern von Hufblattich bedeckt, auf den Lichtungen der Waldwiesen verbreitet der harzige Salbei seine aromatischen Düfte und die schlanke Königskerze leuchtet mit goldgelben Blüten.

Vorsichtig schreiten wir vorwärts, denn wie leicht könnte uns der braune Bär aus seinem Versteck entgengetreten, eine Begegnung, die zwar ungefährlich, aber nichts weniger

als angenehm ist. Nach einigen Stunden beschwerlichen Bergsteigens werden die Tannen merklich kleiner, sie verkrüppeln endlich zu Sträuchern, deren Geäfte sich ängstlich an den Boden schmiegt, um nur Schutz vor den rauhen Winden zu finden. Endlich verschwindet auch der letzte Strauch und eine üppige „Polonina“ (Alm) steigt vor uns in die blauen Lüfte wie eine grüne blumengeschmückte Wand empor.

Wir waten bis an die Knie im hohen Grafe und bewundern die herrliche Karpathenflora, die sich zu unserem Empfang mit ihren schönsten Blüten schmückte. Stellenweise versinken wir förmlich in dem weichen aus isländischem Moos, Heidel- und Preiselbeeren bestehenden Teppich oder rutschen an dem schlüpfrigen felsbedeckenden Geflechte aus, um erst durch die Alpenrosen und den duftenden Thymian aufgehhalten zu werden. Doch endlich



Czarnahora-Kette von Peczenizyn aus.

befinden wir uns auf dem Gipfel der Paraszka (1271 Meter), der höchsten Spitze dieser Gebirgskette, und der Anblick, den wir genießen, entschädigt uns reichlich für die Mühsale des beschwerlichen Kletterns. Welch ein liebliches Bild! Im Süden erblicken wir ein ganzes Meer von Ketten und Gipfeln, von denen die entferntesten bereits zu Ungarn gehören. Ein Tannen-Urwald bedeckt das Ganze wie mit einem dunkelgrünen Sammtmantel, der mit dem glänzenden blauen Bande und den silbernen Schnüren des Dporflusses und seiner zahlreichen Nebenbäche reich durchwirkt und verbrämt ist. Tief zu unseren Füßen liegen im Norden die niedrigen Vorberge, durch die der schöne Strujfluß sich seinen Weg bahnt, und hinter ihnen erstreckt sich die endlose, in nebeliger Ferne verschwindende Ebene mit ihren Feldern, Ortschaften und Waldungen. Wir unterscheiden ganz deutlich den podolischen Steilrand, und bei klarer Luft sind wir sogar im Stande, mit Hilfe eines Fernrohres den circa 94 Kilometer entfernten Franz Josephs-Berg in Lemberg zu erkennen.

Es liegt da förmlich eine Relieffkarte vor uns ausgebreitet, deren Einzelheiten wir mit einem Blick überschauen. Die Oro- und Hydrographie der Ostkarpathen ist sehr einfach. Wir haben da parallele, zusammengeschobene, nordwest-südöstlich streichende Bergzüge, von denen der höchste an der ungarischen Grenze, der zweithöchste aber unmittelbar in der Nähe der Vorberge sich befindet, während die dazwischen liegenden Ketten bedeutend niedriger sind, eine Erscheinung, die, wie wir bald sehen werden, in dem geologischen Bau der Gegend ihren Grund hat.

Rom 40° 30' Längengrade (östlich von Ferro) gehört dieser Theil des Gebirges dem Dniester-Gebiet an. Sowohl der Hauptstrom als auch seine wichtigeren Nebenflüsse, wie Strwiqz, Stryj mit dem Dpor, Swica, Lomnica, die Goldene und die Schwarze Bystrzyca, fließen hauptsächlich in tektonischen Querthälern, während die Längsthäler durch zahllose kleine Bäche entwässert werden. Steile Böschungen sind da selten, senkrechte Wände findet man nur an den Wasserrissen und den Ufern größerer Ströme, wo durch die Kraft der Erosion der Berg unterminirt wird. Da fast Alles mit Vegetation bedeckt ist, so gehören auch nackte Felsen zu den Seltenheiten.

Gerade von unserem Standplatz aus können wir zwei solche Felspartien, nämlich die von Urycz und Buberniszczce durch das Fernglas unterscheiden. Sie machen den Eindruck von Burgruinen und bilden einen auffallenden Gegensatz zu der sanft geböschten und bewaldeten Umgebung. Von den karpathischen Dörfern sehen wir sehr wenig, da nur die nächsten an unseren Hauptkamm grenzenden Thäler sichtbar sind; alle übrigen verschwinden ganz oder zum größten Theil hinter den Gebirgsketten. So macht nun die Gegend den Eindruck einer unbewohnten Wildniß, und die majestätische Ruhe, die nur selten durch das Rauchen der Hirten und das Blöken der an den fetten Almen weidenden Heerden unterbrochen wird, erzeugt in uns das Gefühl der Einsamkeit.

Wir kehren in das Thal des Dporflusses, nach Synowódzko zurück.

Der ruthenische Volksstamm, der diesen Theil der Karpathen bewohnt und unter dem Namen „Bojki“ bekannt ist, hat da gar manche interessante Typen aufzuweisen. Die Ortschaft Synowódzko verdankt ihren Ursprung den tatarischen und türkischen Kriegsgefangenen, die hier internirt wurden. In den Nachbardörfern wohnen die Besieger derselben, die zum Lohn für ihre Tapferkeit vom König Ladislaus IV. sämmtlich nobilitirt wurden. Es ist keine Seltenheit hier Dorfgemeinden zu finden, deren Inassen vom reichsten bis zum ärmsten Bauer dem Adelsstande angehören. Die häufigen Benennungen mit dem Beiwort „türkisch“, wie z. B. „türkischer Fels“ u. s. w., scheinen auf die Zeit dieser Kriege hinzudeuten. Die heutigen Bojki in Synowódzko erinnern oft, sowohl durch ihre Gesichtszüge als auch durch die Familiennamen und den Hang zum Handel, an ihre tatarische Abkunft. Es sind das lauter reisende Krämer, die in ganz Galizien,

zum Theil sogar im Auslande mit ungarischen Weintrauben, Zwetschken und Schaffkäse Handel treiben.

Die Eisenbahn führt uns längs des Dporflusses tiefer in das Gebirge hinein. An den steilen Uferwänden haben wir die beste Gelegenheit, einen kleinen Einblick in den geologischen Bau der Gegend zu gewinnen.

Es fällt uns auf, daß die Schichten nicht mehr horizontal liegen, wie dies in Podolien überall der Fall ist, sondern steil aufgerichtet und vielfach geknickt sind. Die ursprünglich wagrecht abgelagerten Meeres-sedimente sind durch die Zusammenziehung der Erdkruste gefaltet, das ist, in große Sättel und Mulden zusammengeschoben worden. Die in der Bewegung begriffenen Massen stauten sich an der festen krystallinischen Ursholle der podolischen Hochebene, und auf diese Weise sind die meisten Falten beim Fortdauern der schiebenden Kraft nach Norden überkippt worden.

Bezüglich des geologischen Alters und der petrographischen Beschaffenheit der Schichten herrscht da wenig Mannigfaltigkeit. Es ist das derselbe „Wiener Sandstein“ auch „Felsch“ genannt, den wir am Rahlen- und Leopoldsberge bei Wien sehen; sein Alter ist theils obere Kreide, theils Alttertiär. Außer den Sandsteinen sehen wir auch andere Felsarten, hauptsächlich aber Thonschiefer und Mergel. Die petrographische Beschaffenheit äußert sich schon in landschaftlicher Beziehung, da selbstverständlich die weichen, der Denudation leicht unterliegenden Schiefer keine hohen Gipfel bilden können. Dazu eignet sich vor Allem die jüngste karpathische Felsart, der compacte sogenannte „Magurasandstein“, der an der ungarischen Grenze die höchsten Ketten bildet. Neben ihm ist der massige „Zamnasandstein“ (eine Ablagerung des oberen Kreide- und des älteren Tertiärmeeres) zu nennen, der die Neigung zur Bildung von Felsen und mächtigen Gebirgsstöcken hat. Sein Hauptzug fällt in die Nähe der Vorberge, deswegen sehen wir auch hohe Ketten sich bereits am Anfange des Gebirges erheben, dann folgen die niedrigeren aus jüngerem Thonschiefer und dünngeschichteten Sandsteinen aufgebauten Züge, bis endlich an der galizisch-ungarischen Wasserscheide der mächtige oligocäne Magurasandstein in steilen Rämmen und schroffen Spitzen bis zu der Höhe von 1700 bis 2000 Meter emporschiebt.

An Erzen sind die galizischen Carpathen sehr arm. Mit Ausnahme schlechter Thoneisensteine, deren Eisengehalt so gering ist, daß sich die Gewinnung desselben gar nicht lohnen würde, haben wir keine Erze. Dafür ist das Erdöl, das die Grundlage der bedeutenden galizischen Petroleumindustrie bildet, hier überall zu Hause. Es ist an gewisse Schichten und Formationen gebunden; am reichlichsten erscheint es im Socän, wo es die porösen Sandsteine wie auch Spalten und Hohlräume im Gebirge ausfüllt. Gerade in der Nähe befindet sich ein großes Bergwerk in Schodnica.

Um dahin zu gelangen, müssen wir nach Podhorodce längs des Stryjflusses, von da aber an der Ortschaft Urycz vorüber durch eine wilde, waldige, beinahe pfadlose Gegend. Wir lassen uns die Gelegenheit nicht entgehen, unterwegs auch die berühmten Felspartien von Urycz, das Ziel zahlreicher Touristenexcursionen, in Augenschein zu nehmen. Nach kurzem Marsche gewahren wir plötzlich beim Verlassen der Schlucht die mächtigen Sandsteincolosse von Urycz, deren graue mit Moos bedeckte Häupter hoch über den grünen Tannen emporragen. Zahlreich sind die Spuren, daß diese Felsen einst bewohnt waren und als natürliche Festung dienten. Man sieht da ausgemeißelte Gemächer, Cisternen und Treppen, man bemerkt Theile von Mauerwerk, das die ohnehin starke, natürliche Festung uneinnehmbar machen sollte, man hört unter den Füßen den dumpfen Wiederhall verborgener unterirdischer Räume. Verwitterte, größtentheils unlesbare Inschriften scheinen auf irgend einen Unglücksfall, auf Tod und Elend hinzudeuten. Zwei Stunden von Synowódzko entfernt, befindet sich in der Nähe der Ortschaft Bubniszcze eine ähnliche Felspartie mit ausgemeißelten Gemächern, Cisternen u. s. w. In geologischer Beziehung ist das ein und dieselbe Zone des dickbankigen massigen Tammasandsteines, der überall, wo er auftritt, zu Folge der außerordentlichen Mächtigkeit der Schichten und der Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung die Neigung zur Felsbildung hat.

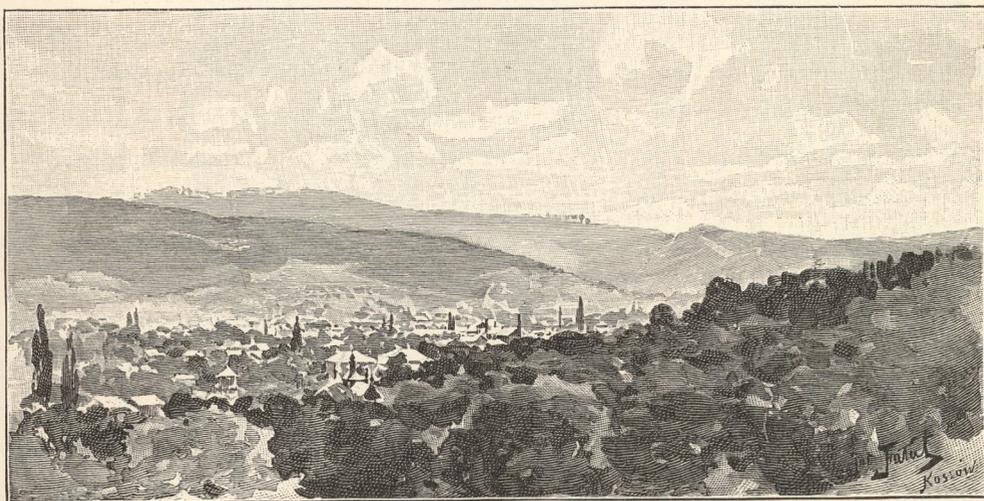
Nach einigen Stunden anstrengender Wanderung durch den Urwald gelangen wir in ein offenes Thal und erblicken nun ein merkwürdiges Bild. Mitten in der Waldwildniß bilden Hunderte von Bohrthürmen eine förmliche Stadt, zahlreiche Maschinen erzeugen dicke Rauch- und Dampfwolken, zahllose Arbeiter sind — ähnlich den Ameisen — in reger Thätigkeit begriffen. In den Schmieden klingt der Hammer, in den Schächten ächzt der Bohrkrahn und schlägt dumpf der Meißel auf das harte Gestein, von Zeit zu Zeit ertönt der schrille Pfiff der Dampfpeife oder erklingt der gedehnte Ruf des hoch auf dem Thurme sitzenden Arbeiters, der das An- und Abschrauben der Bohrstangen besorgt. In den fertigen Schächten zischt das herausströmende Gas und quillt das dunkelgrüne, dickflüssige Erdöl, das in den Reservoirs gesammelt wird. Überall Leben und hastige rastlose Arbeit, wir möchten fast glauben, daß uns eine überirdische Macht nach Pennsylvanien oder Ohio hinübergezaubert hat.

Wir setzen unsere Reise in das Innere der Karpathen fort. Die Eisenbahn bewegt sich bis an die ungarische Grenze im reizenden Querthale des Dporflusse s.

Gleich hinter Synowódzko passiren wir eine herrliche, parkähnliche mit alten Eichen bewachsene Wiese, und nähern uns in dem engen, schluchtartigen Thale dem Marktflecken Skole. Von allen Seiten lachen uns bewaldete Berge entgegen und nur die höchsten Spigen der uns bereits bekannten Parafka-Bekemin-Kette leuchten wie Flammen mit ihren gelblichgrünen Almen. Zu unseren Füßen schäumt über die Stromschnellen der krySTALLENE Dpor

und bahnt sich energisch seinen Weg durch die harten Gesteine. In den höheren, bereits an die Almen grenzenden Waldpartien balzt hier im Frühjahr der Auer- und der Birkhahn, tiefer unten findet man überall Haselhühner in Menge. Im dunklen Dickicht versteckt sich der räuberische Wolf und der plumpe Bär, irgendwo auf dem Baume lauert der Tiger dieser Gegenden, der schöne, aber blutgierige Luchs. Prachtvolle Hirsche kommen da auf die Strecke, und der karpathische schwarze, ganz mit Harz und Tannennadeln gepanzerte Eber ist wegen seiner Größe und Tücke gleich einem apokalyptischen Ungeheuer ein wahrer Schrecken für den jungen Jäger.

Der freundliche, im Thale liegende Marktflecken wird im Sommer vielfach von den Bewohnern der Hauptstadt besucht. Noch vor etwa fünf Jahrhunderten war diese Gegend



Košów.

eine unbewohnte Wildniß. Erst im Jahre 1397 erhielten zwei Walachen die Bewilligung vom König Ladislaus Jagiello zur Gründung zweier Ortschaften, und seit jener Zeit datirt die Colonisirung dieser Berge.

Hinter Skole verengt sich das Thal wieder. Die mächtige, bereits mehrmals erwähnte Hauptkette wurde hier durch die Natur gewaltfam durchbrochen und der reißende Dpor wüthet da zwischen großen Blöcken massigen Sandsteines. An der großartigen Sägemühle und dem Schlosse des Eigenthümers der ausgedehnten Herrschaft Skole braust der Zug über Swiatosław nach der Station Hrebénów. Die Tannenwälder begleiten uns auf der Fahrt ununterbrochen und erst bei Skawsko verliert die Gegend von ihrem Reiz, weil die Berge der Umgebung kahl sind. In der Höhe von 650 Meter über dem Meeresspiegel erreicht die Bahn die galizische Grenzstation Ławoczne.

Die nächste Station Beskid liegt zwar noch auf galizischer Seite, steht jedoch bereits unter der Verwaltung ungarischer Bahnen.

Der Grenzkanal, der fast überall in Galizien den Namen unbekanntem Ursprunges „Beskid“ führt, ist an dieser Stelle nur etwa 900 Meter hoch. Die Fahrt von Lawoczne bis zu der Grenze über kühne Viaducte und hohe Brücken ist wegen des fortwährenden Wechfels des schönen Gebirgs-panoramas sehr interessant. Durch einen 1743 Meter langen Tunnel gelangen wir auf die andere Seite des Beskid und begrüßen das gesegnete Ungarland.

Die Czarnohora. — Das Bild des galizischen Kettengebirges wäre nur unvollständig, wenn wir nicht zugleich auch die pokutischen Berge, vor Allem aber die Königin der galizischen Ost-Karpathen, die imposante Czarnohora kennen lernen würden.

Indem wir nun die Eisenbahn Stryj-Stanislaw benützen, bewegen wir uns auf dieser ganzen Strecke im Gebiete der Salzthonformation, parallel mit dem Gebirge. Der fortwährende Wechsel zwischen sanften, bewaldeten Salzthonhügeln und den alluvialen Thälern der karpathischen Dniesterzuzflüsse, die wir auf unserer Fahrt passiren, sowie der Anblick der uns begleitenden Bergketten und zahlreicher größerer und kleinerer Ortschaften bieten einen sehr anmuthigen Wechsel. Auch die Bahn selbst ist wegen der zahlreichen Terrainschwierigkeiten, die sie siegreich überwindet, sehr interessant. Starke Krümmungen, kühne Brücken und Viaducte, Vorkehrungen im Rutschterrain zur Sicherung des Bahnkörpers gegen den fließenden Salzthon u. s. w., sind auch für den Laien im hohen Grade sehenswerth.

Vorüber an den Moorbädern von Morszyn, an den freundlichen Salinenstädtchen Bolechów, Dolina und Rakusz, eilen wir nach Stanislaw, in dessen Umgebung wir die östlichsten Nebenflüsse des Dniester, nämlich die Schwarze und die Goldene Bystrzyca übersehen. Die blühende circa 23.000 Einwohner zählende Stadt, die erst im XVII. Jahrhundert von Andreas Potocki, dem Castellan von Krakau, gegründet wurde, eilt an uns vorüber. Die Thürme des Rathhauses und der zahlreichen Kirchen grüßen uns nur von weitem und verschwinden bald in der Ferne, während das Dampfroß der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn in südöstlicher Richtung dahinbraust. Hinter Ottynia passiren wir die Wasserscheide zwischen dem Dniester und der Donau, noch ein Augenblick und das prachtvolle Gebiet des Pruthflusses, das gesegnete, nach der hiesigen Sprachweise „mit Honig und Milch fließende“ Pokutien liegt vor unserem entzückten Auge ausgebreitet.

Im Süden erheben sich die mächtigen Bergzüge mit ihren wohlgeformten Gipfeln, auf deren dunklem Grunde hier und da weiße Schneefelder schimmern. Das fruchtbare Thal an den Ufern des forellenreichen Pruthflusses sieht wie ein sorgfältig gepflegter Garten aus, dessen üppige Maisfelder, Tabakpflanzungen und Wallnußbäume das wärmere Klima



Wasserfall des Krutflusses bei Dora.

verrathen. Zahlreiche Dörfer mit schloß- und villenartigen Herrschaftshöfen und alten Parkanlagen bringen Leben in das schöne Bild und fesseln unsere Aufmerksamkeit. Inmitten dieser Ortschaften thront die Hauptstadt von Pokutien, das regame, reiche Kolomea, deren Fabrikschlote auf eine blühende Industrie schließen lassen. Der scharfe Petroleumgeruch verräth schon von weitem die Grundlage dieser Industrie. Sind wir doch in der Nähe des berühmten Petroleumbergwerkes von Skoboda rungurska, das bereits Millionen von Metercentnern dieser kostbaren Flüssigkeit lieferte.

Die 30.000 Einwohner zählende Stadt ist sehr alt, denn sie wurde bereits im XIII. Jahrhundert von dem Haliczer Fürsten Koloman (Sohn Andreas II., Königs von Ungarn) gegründet. Gleich den anderen ostgalizischen Ortschaften hatte auch Kolomea viel von den Tataren, Türken und Walachen zu leiden. Gegenwärtig ist Kolomea ein wichtiger Handelsplatz für Vieh, Getreide, Holz, Thierfelle, Eier u. s. w. Nicht minder berühmt ist die hiesige Hausindustrie, vorzüglich in Thon- und feinen geschnitzten Holzwaaren.

Wir verlassen die Bahn und begeben uns zu Wagen durch die Stadt südwärts, um in das Innere der schönen Berge, die wir von weitem bewundern, zu gelangen. Zwischen den fruchtbaren miocänen Hügeln und zahlreichen Ortschaften wandern wir auf der Chaussee südwärts. Wir lassen zur Linken die Ortschaft Mysszyn, berühmt durch ihre reichen Braunkohlenablagerungen, liegen und kommen hinter Jablonów in die Vorberge der Salzthonformation, wo uns der prachtvolle Rückblick auf die ganze pokutische Pruthebene entzückt. Von ausgedehnten duftigen Tannenwäldungen beschattet, nähern wir uns der kleinen Bezirksstadt Kosów, deren Lage im Thale des Rybnicabaches zwischen den Vorbergen und den karpathischen Ketten höchst malerisch ist. Die Vegetation im Thale mahnt an das Klima der Gegend von Kolomea: wir sehen da Mais und Tabak, Wassermelonen und Wallnüsse. Gleich hinter Kosów gelangen wir in das Gebiet des massigen Sandsteins, der auf dem Berge Kamiemista ruinenähnliche Felsen bildet. Durch eine wilde, steinige Schlucht führt unser Weg nach Jaworów und von da über einen hohen Sattel in das Thal des Schwarzen Czeremosz (Nebenfluß des Pruth) und in einer Thalverengung zwischen zwei senkrechten Wänden, die eine natürliche Pforte bilden, gelangen wir in das Weichbild der Ortschaft Zabie, des größten Dorfes in Galizien mit 7000 Einwohnern auf 10 geographische Quadratmeilen.

Wir begrüßen die imposante, fast bis an die Schneegrenze hinaufreichende Czarnohora, von der einige Gipfel in weiter Ferne hinter den vorgelagerten Bergen auftauchen, und betrachten neugierig den interessanten Volksstamm dieser Gegenden, die Huzulen. Auf kleinen, schön gebauten, klugen Pferdchen, die nach ihren Gebietern den Namen der Huzulen tragen und zu Gebirgstouren wie geschaffen sind, setzen wir unsere Reise längs des reizenden Czeremoszflusses fort.

Hinter der Mündung des Kleiabaches verengt sich das Thal und wird wildromantisch. Steile, bewaldete Wände umrahmen die reißenden Fluten, die durch wilde Cascaden und schäumende Stromschnellen ein starkes Gefälle verrathen. Wir verlassen das Hauptthal und begeben uns in das Thal des Nebenbaches Bystrzec. Zwischen den Buchen- und Tannenwaldungen erheben sich die Schichtenköpfe der oligocänen Sandsteine, an die sich die Huzulenhütten — wie die Schwalbennester an die Mauer — anschmiegen. Nur selten genießen wir durch die Waldlichtung den Anblick eines der mächtigen Gipfel der Czarnohora, die in unerreichbarer Ferne zu liegen scheint, da unser Ritt bereits den größten Theil des Tages beanspruchte und noch immer kein Ende nehmen will.

Wir steigen langsam, aber stetig in die Höhe. Es wird schon finster, als wir endlich eine Almhütte auf der Polonina (Alm) „Gadzyna“ 1300 Meter über dem Meere erreichen. Die Gastfreundschaft ist eine der Haupttugenden des Huzulen — wir werden herzlich aufgenommen und erhalten ein Nachtlager in der Sennhütte. Die letztere stellt einen lustigen Bau aus Tannenreisig dar und gewährt mit ihren Mauerwänden nur mäßigen Schutz gegen Wind und Nachtkälte. Der mächtige Feuerherd in der Mitte spendet jedoch angenehme Wärme, die uns den belästigenden Rauch vergessen macht. Der brodelnde, über dem Feuer aufgehängte Kessel und die braunen auf den Wandpulten aufgeschichteten Schafkäseleibe versprechen uns ein kräftiges Nachtmahl. Und in der That! Im Nu ist der duftende Maisbrei (Polenta), das Hauptnahrungsmittel der hiesigen Bevölkerung, fertig. Mit Bryndza und Speck zubereitet mundet er uns vortrefflich und kräftigt für die Anstrengungen des morgigen Tages. Auf duftendem Heulager hingestreckt lauschen wir begierig den Geschichten über den weiland großen Räuberhauptmann Dobosz, eine Art huzulischen Rinaldo Rinaldini und bewundern die ausdrucksvollen Gesichter der Huzulen, die in der grellen Beleuchtung und dem dunklen Hintergrunde ein Bild darstellen, das des Pinsels eines großen altflämischen Meisters würdig wäre. Der melancholische Klang der Trombite lullt uns in den Schlaf ein; wir verbringen eine ruhige Nacht und eilen mit Tagesanbruch ins Freie. Ha, welch ein Anblick! . . .

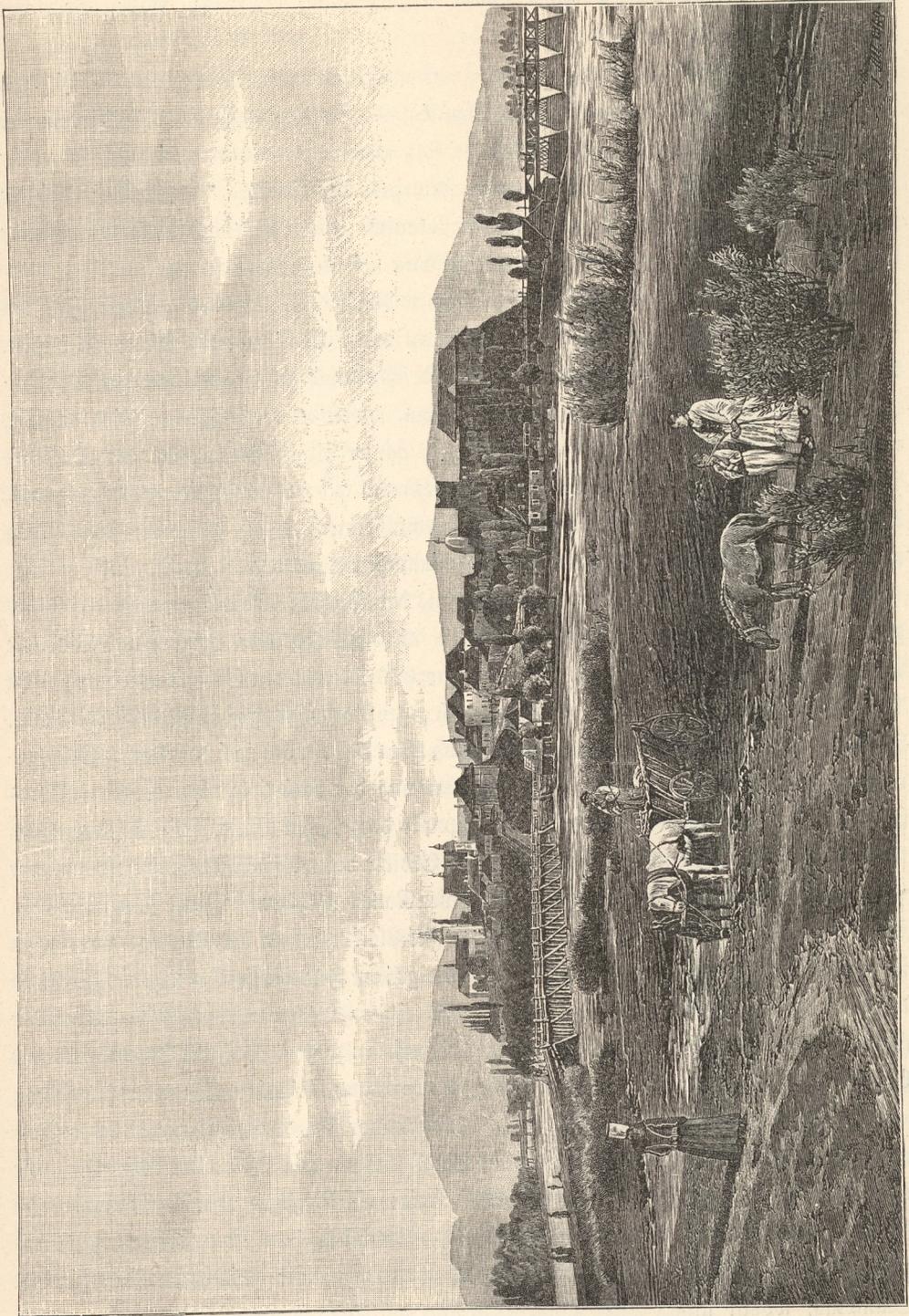
Ein mächtiger felsentrogender Kessel umgibt uns von allen Seiten. Zu unserer Rechten erhebt sich die bewaldete Mariszewska (1564 Meter), zur Linken das wildromantische Steinmeer der Szpyci (1866 Meter) und gerade vor uns thront der schöne, kegelförmige, höchste Gipfel der Czarnohora: die Howerla (2058 Meter). Die Waldungen der tieferen Regionen schlummern noch in violetter Finsterniß, aber die mächtigen Spitzen baden bereits in purpurnen Strahlen der Morgenröthe!

Wir befinden uns im Quellengebiete des Pruthflusses; — die kleinen Bäche, die zu unseren Füßen ihr Morgengebet murmeln, bilden den Anfang des Gebirgsstromes. Wahrhaftig, eine schöne und eines solchen Stromes würdige Wiege! Es ist ein förmliches

Amphitheater, das die Quellen birgt. In riefigen Felstrepfen steigt das Terrain gegen den Hauptstamm und die beiden Ausläufer der Czarnohora hin und wird südlich durch die steile Felspartie der Szpyci abgeschlossen. Hohe, phantastisch geformte und senkrecht stehende Steintafeln erheben sich gigantischen Coulissen gleich im Hintergrunde. Die zahlreichen Felsblöcke, die den Boden des Amphitheaters bedecken, erinnern an ähnliche Werke der Menschenhand, die durch den nagenden Zahn der Zeit theilweise zerstört wurden.

Wir lassen unsere Pferdchen zurück und beginnen zu Fuß die Erklommung des höchsten Gipfels der Czarnohora. An die Stelle der Rothtanne, die immer mehr verkrüppelt und endlich ganz verschwindet, erscheint in der Höhe zwischen 1400 und 1700 Meter die schöne Zirbelfeuer und das Krummholz. Diese beiden Baumgattungen bilden keine ununterbrochenen Waldbestände, sondern werden häufig durch die grasreichen Almen unterbrochen. Das ist die eigentliche Region der Almen, denn die höchsten Gipfel ragen entweder nur als nackte oder als moos- und flechtenbedeckte Felsen in die Lüfte. Eine herrliche Flora entzückt unsere Augen. Da ist der rothe Rhododendron, die weiße Azalee, der bunte Fingerhut, die Arnica, die Anemone und Geranie, verschiedene Primulen und Saxifragen und viele, viele andere. Wir steigen auf dem steilen, aber ziemlich bequemen Pfade rüstig vorwärts und verlassen bald das Krummholzgebiet. Weiter oben werden die höher organisierten Pflanzen seltener und machen den Moosen und Flechten Platz. Endlich wird die bequeme, einige Quadrat-Klafter umfassende Spitze erreicht, und wir bewundern die prachtvolle Aussicht, die sich ringsherum zu unseren Füßen entfaltet. Vor Allem interessiert uns die Czarnohora selbst und wir trachten uns in dieser Beziehung zu orientiren.

Die „Czarnohora“ (der schwarze Berg), die höchste Kette der ostgalizischen Karpathen, stellt sich als ein 20 Kilometer langer, von Nordwesten nach Südosten streichender Kamm dar, aus dem eine Anzahl schön geformter Gipfel in die Höhe schießt. Die Gowerla, auf der wir uns befinden, bildet den höchsten und den westlichsten, dann folgt Dancerz (1822 Meter), Turkul (1935 Meter), die felsigen Szpyci (1866 Meter), Gutin Tomnatek (2018 Meter), Munczel (2002 Meter) und endlich der kegelförmige, steinige Pip Swan (2026 Meter). Dem nordöstlichen Abhang dieser Bergkette entspringen zahlreiche Quellen als erste Anfänge des Pruth- und Czermoszlusses. Es ist eine auffallende Thatsache, daß die amphitheatralische Gestalt des Quellengebietes, die wir bereits bei den Pruthquellen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, sich hier einige Male wiederholt und somit ein charakteristisches landschaftliches Merkmal der Czarnohora bildet. So erblicken wir westlich von den Szpyci die sogenannten Kebra (Rippen), eine Gruppe steil aufgerichteter tafelförmiger Felsen und am Fuße des Munczel wiederholt sich das ganze felsige Amphitheater. Besonders merkwürdig sind die wilden Kizie ułohy und das Quellengebiet des Dzembroniabaches. In solchen Quellennulden bleibt oft der Schnee das ganze Jahr



Neuchâtel im Jahre 1840.

hindurch liegen, seine weißen Felder tragen in Verbindung mit kleinen blauen Seen viel zur Schönheit der Gegend bei.

Außer den bereits erwähnten sehen wir noch eine große Anzahl von Gipfeln und Ketten, die einem sturmbewegten Meere ähnlich sind. Auf der ungarischen Seite lenkt der imposante Pietros unsere Aufmerksamkeit auf sich, und im Südosten erblicken wir in weiter Ferne die Umrisse eines noch mächtigeren Gebirges: der Rodnaer Alpen. Daß auch die nördliche Aussicht auf die Vorberge, auf die pokutische Ebene bis nach Stanislaw hinaus und auf Podolien großartig ist, braucht wohl keine besondere Erwähnung.

Wir wählen einen anderen Weg zu unserer Rückreise, längs des Pruthflusses, um die durch reizende Gegend führende Bahn Stanislaw-Woronienska kennen zu lernen. Unser Weg führt uns durch einen Riesenuwald. Früh morgens haben wir das Quellenamphitheater verlassen, unsere Pferdchen schreiten, soweit es der holperige Pfad erlaubt, rüstig vorwärts und doch vergeht beinahe ein ganzer Tag, bis wir bei der Ortschaft Worochta den Wald verlassen. Stundenlang gehen wir in dem Halbdunkel an Riesentannen, deren üppige Äste kaum den blauen Himmel durchschimmern lassen, vorüber; stundenlang umgibt uns ein Dickicht, das an die nordamerikanischen Urwälder erinnert.

So sind wir in der Station Worochta aus der Wildniß in die Cultur, an die Bahnlinie angelangt. In südlicher Richtung windet sich die Bahn über Brücken und Viaducte steil hinauf und überschreitet in der Höhe von 836 Metern den Grenzkamm durch einen 1216 Meter langen Tunnel. Wir dampfen jedoch gegen Norden längs des Pruthflusses dahin. In dem engen bewaldeten Thale braust unser Zug über Tartarów nach dem kleinen Gebirgsörtchen Mikuliczyn. Zwischen dem letzteren und der nächstfolgenden Station Dora-Zaremcze befindet sich unstreitig der Glanzpunkt der ganzen Linie. Wir passiren einen 224 Meter langen Tunnel und befinden uns im Gebiete des massigen Jamnasandsteines, der hier seine typischste Entwicklung erreicht und seinen Namen nach der Ortschaft Janna erhielt. Ein ganzes Meer von größeren und kleineren Felsblöcken bedeckt die Gehänge wie eine in stürmischer Bewegung aufgehaltene Lawine. Die grauen Felscolosse über unseren Häuptern drohen jeden Augenblick uns zu zermalmen, der schöne Fluß zu unseren Füßen schäumt in Stromschnellen zwischen den grünlichen moosbedeckten Blöcken. Noch ein Tunnel und wir bewundern den Schleierfall des Kapliwiec, der von einer senkrechten Wand herunterstürzt.

Vor der Station Dora-Zaremcze nehmen vor Allem zwei Objecte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: der Wasserfall des Pruth und ein Gebilde der Menschenhand, die Pruthbrücke, die ihresgleichen in der Welt sucht: ein einziger, 28 Meter hoher und 65 Meter breiter Bogen, der die beiden Flußufer verbindet. Hinter der Station Delatyn gelangen wir in die Vorberge und bald darauf in das Thal der Schwarzen Bystrzyca bei Stanislaw, womit unsere interessante Excursion ihr Ende erreicht.

Durch die galizischen Beskiden nach Biala. — Wir verlassen Podgórze die Schwesterstadt von Krakau und begeben uns mit der k. k. galizischen Transversalbahn südwärts, um das sowohl landschaftlich interessante als auch industriell wichtige Gebiet der galizischen Westbeskiden wenigstens flüchtig kennen zu lernen.

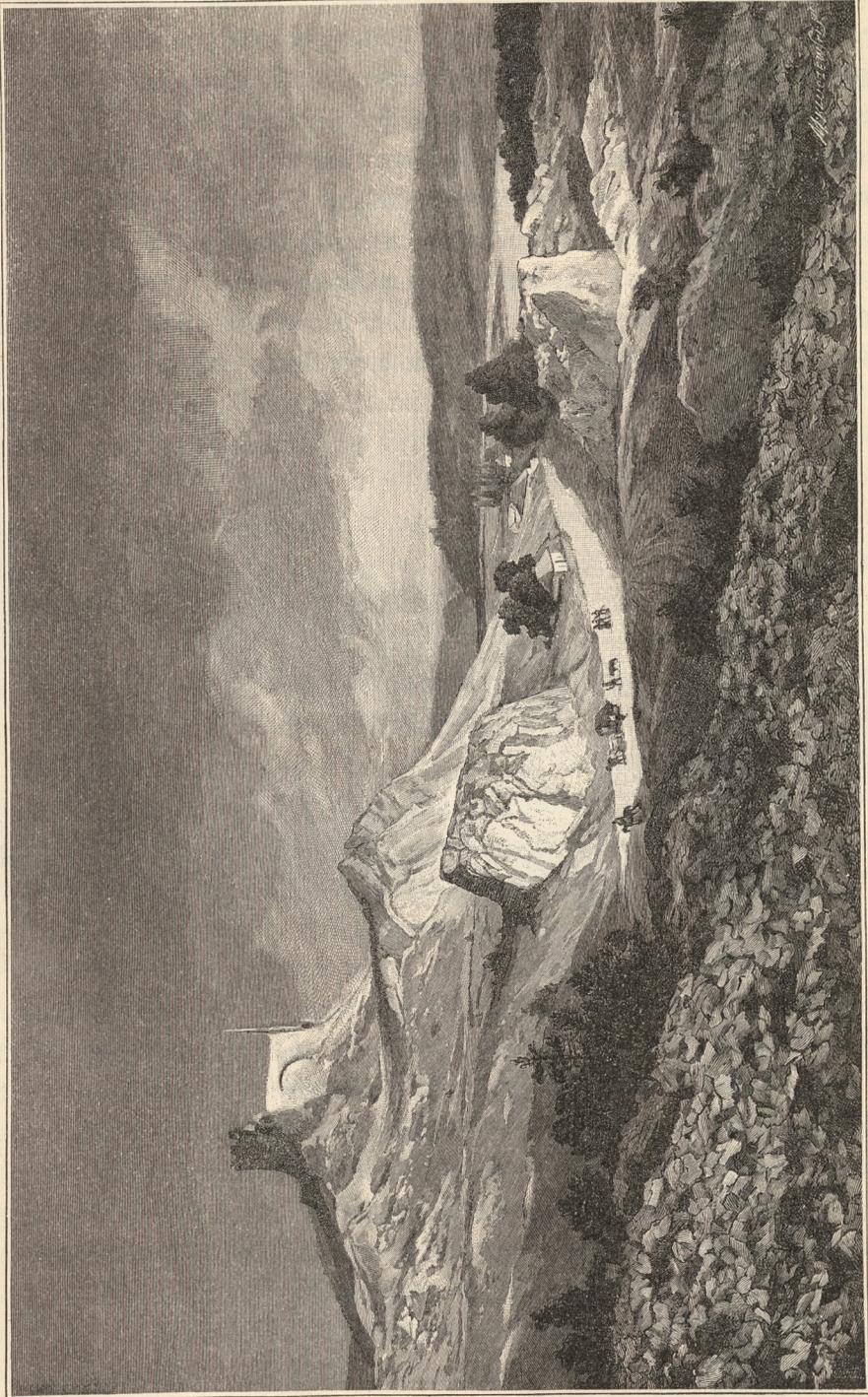
Bereits einige Kilometer hinter der Stadt gelangen wir in die anmuthige, wellenförmige Gegend der Salzthonformation und passiren die kleine Ortschaft Swozowice, berühmt durch ihre Schwefelstöze, deren Gewinnung jedoch in der letzten Zeit zufolge eines großen Wasserandranges in die Gruben eingestellt werden mußte. Wir bewundern das liebliche Panorama der Weichselebene zur Rechten, lassen unseren Blick über die in weiter Ferne dämmernde Schloßruine von Tyniec und das Kloster von Wielany schweifen und begrüßen bei der Station Radziszów die karpathischen Vorberge. Mit jedem Schritt wird die Gegend anmuthiger. Tief zu unseren Füßen schäumt der Gebirgsbach Cedronka, die Berge werden immer höher und steiler, die Tannenwälder üppiger und schattiger, man merkt, daß man sich dem Innern des Gebirges nähert. Wie eine überirdische Erscheinung überrascht uns an der Biegung der Eisenbahn der Anblick eines schönen und großen Klosters mit der gothischen Kirche, das den Gipfel des bewaldeten 406 Meter hohen, ziemlich steilen Berges „Zarek“ krönt. Das ist der berühmte Wallfahrtsort Kalwarya Zebrzydowska, zu dem jährlich über 200.000 Andächtige aus ganz Galizien und auch aus dem Auslande pilgern, um vor dem wunderthätigen Muttergottesbilde Trost und Hilfe zu erflehen.

Wir verlassen die Eisenbahn und eilen bergan auf den Hügel, um das von dem Krakauer Wojwoden Nikolaus Zebrzydowski im Jahre 1603 erbaute Kloster näher zu besichtigen. Die prachtvolle Aussicht von der Höhe des Berges, die im Süden eine waldige Gebirgslandschaft, im Norden viele blühende Ortschaften aufweist, die unmittelbare Nähe eines duftigen und schattigen Tannenforstes, zahlreiche alterthümliche Bilder und Schnitzereien im Kloster und in der Kirche fesseln unsere Aufmerksamkeit. Zwischen dem Berge Zarek, auf dessen Gipfel wir stehen, und dem Skawinaflusse erblicken wir eine große Menge kleiner Kapellen, die mit ihren weißen Mauern sich schön von dem dunklen Grün der rauschenden Tannen abheben. Das ist der sogenannte Kalvarienberg, auf dem sich gerade eine Procession andächtiger Wallfahrer dahin bewegt. Wir schauen eine Zeitlang dem bunten Treiben der Andächtigen zu, wir besuchen die zahlreichen provisorischen Verkaufsläden, die volksthümliche Restauration „zur Sonne“, wir lauschen dem eigenthümlichen Geseum und Gebrumme der Bettler und Büsser, bis wir allmählig angesichts fröhlicher Gesichter, weltlicher Lieder und herzlichen Lachens zur Überzeugung gelangen, daß das Bedürfniß, den irdischen Dingen auf einige Zeit zu entsagen, keineswegs das Hauptmotiv der so zahlreichen Frequenz der galizischen Wallfahrtsorte bildet.

Wir flüchten uns aus dem Gedränge in den würzigen Tannenwald und irren planlos durch die Schluchten und Berge umher. In einiger Entfernung vom Kloster gelangen wir zu der berühmten Burgruine Barwald, in der einst während der Regierung Kasimir des Jagelloniden ein verwegenes Räuberpaar, Herr und Frau Wlodek hauste und durch längere Zeit den Schrecken der ganzen Gegend bildete, bis es endlich gefangen genommen und auf Befehl des Königs der Mann mit dem Beil, die Frau mit dem Scheiterhaufen bestraft wurde.

Einige Kilometer weiter westlich liegt die unansehnliche, aber freundliche Bezirksstadt Wadowice. Eine Zweiglinie der Nordbahn verbindet dieselbe mit Kalwarya und Biata, wir ziehen aber die Wanderung zu Fuß der Eisenbahnfahrt vor und ergötzen uns an der lieblichen Landschaft der Vorberge. Wir passiren den Skawafluß und kommen in der Gegend des romantischen Inwald an die Zurakalklippe, die an ähnliche Vorkommnisse in den Pieninen erinnert. Mit dem Besuch des kleinen industriellen Städtchens Andrychau, das am Fuße eines altvulkanischen Felsens (Teschent) gelegen, den Anfang zahlreicher blühender Ortschaften im Thale des Wieprzbaches bildet, beschließen wir unsere kleine Wanderung. Aber auch östlich von Kalwarya ist gar manches Interessante zu sehen, vor Allem die Burgruine Lanckorona, welche sich vier Kilometer östlich vom Kloster auf einem bewaldeten 550 Meter hohen Berge erhebt. Wir kehren befriedigt zu der Eisenbahnlinie zurück und eilen weiter gegen Süden. Hinter der Station Kalwarya befindet sich der Glanzpunkt der ganzen Linie. Um eine unbedeutende Wasserscheide zu überschreiten, windet sich die Eisenbahn auf zahlreichen Serpentinien über Brücken und Viaducte, durch Einschnitte und Dämme. Wie in einem phantastischen Traume verdrängt in rascher Folge ein Bild das andere. Es scheint Alles um uns zu tanzen. Bald sehen wir das Kloster und die Kapellen zur Rechten, bald zur Linken, bald vorne, bald wieder hinter uns. Von Zeit zu Zeit erscheint die düstere Ruine von Lanckorona und mit einer Lebendigkeit, die zu ihrem würdevollen Aussehen gar nicht paßt, bewegt sie sich in raschem Fluge nach allen möglichen Richtungen, sich bald hinter das Kloster versteckend, bald wieder vor demselben erscheinend. Die Pracht dieses wunderbaren Kaleidostopes wird durch die dunklen Tannen, die weißen Birken mit dem hellgrünen Laubschmuck und durch blumendurchwirkte Wiesen noch erhöht. Wir gelangen in das anmutige Thal des Skawaflusses und verlassen in der Station Sucha auf einen Tag die Eisenbahn, um der Königin der westgalizischen Westbeskiden, der ersten 1725 Meter hohen Babia-Góra unseren Besuch abzustatten.

Der kleine Marktflecken Sucha der an der Vereinigung des Skawa- und Strykawabaches gelegen ist und zufolge seiner gesunden und vor Winden geschützten Lage zahlreiche Sommerfrischler herbeizieht, besitzt nur eine Sehenswürdigkeit, nämlich das prächtig Branickische Schloß mit seiner werthvollen Bibliothek.



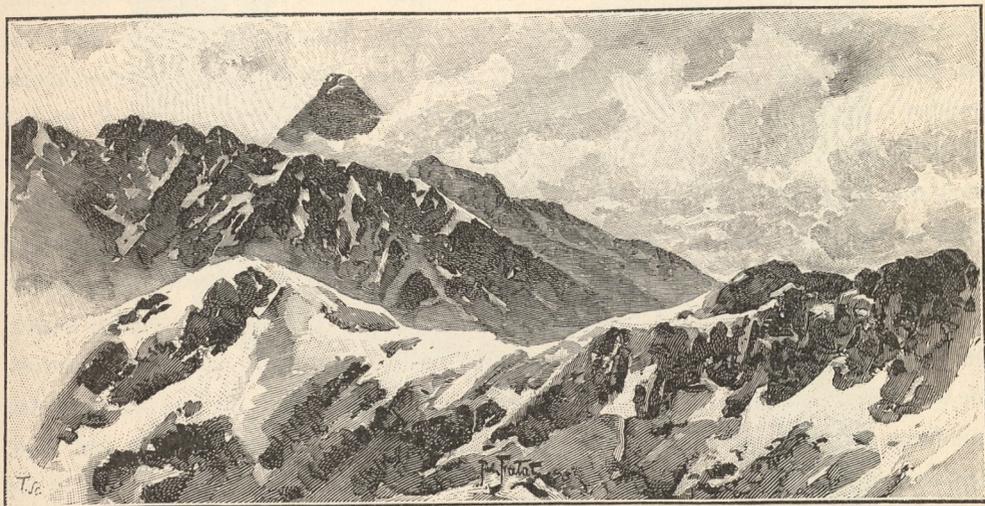
Klippe von Gyorághyt.

Die Besteigung der Babia Góra (Weiber Berg, 1725 Meter) nimmt weder viel Mühe noch Zeit in Anspruch. Wir folgen eine Zeitlang dem Stryszawfabach hinauf und gelangen im Quellengebiete dieses Gewässers in einen dichten Wald, um endlich auf der steinigem Alm des Żakowieberges den nordwestlichen Ausläufer des Babia Góra-Massivs zu erreichen. Von da führt unser Weg durch mehrere Gipfel des Rückens bald über duftige Almen und schöne Wälder, bald über steinige Gehänge bis auf den Gipfel der Babia Góra, auf dem wir endlich nach zweistündiger Wanderung anlangen. So schön indeß auch der Anblick ist, der sich uns hier darbietet, so müssen wir uns doch gestehen, daß die Ostkarpathen, die wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, viel schöner sind. Allerdings genießen wir hier den großartigen Anblick der hohen Tatra, ein wunderbares alpines Bild, das den Ostkarpathen fehlt, jedoch hat dafür das karpathische Mittelgebirge nicht im entferntesten den Reiz der Czarnohora- oder selbst der Paraszka-Zeleminkette. Hier fehlt der geheimnißvolle Zauber der riesigen Urwälder des Ostens, es fehlen hier auch die mächtigen Gebirgsströme, die doch so viel zur Schönheit und Belebung der Thäler beitragen. Auch die vielen Ortschaften, die man von hier aus in allen möglichen Richtungen bemerkt, tragen nicht dazu bei den Reiz der Landschaft zu erhöhen. Eine Wildniß wäre uns im Centrum der Beskiden lieber.

Wir benützen in Sucha den Eisenbahnzug und eilen westwärts. Die Gegend ist in landschaftlicher Beziehung wenig interessant, dafür wird man durch den Anblick der regen Industrie, die dem Osten fast vollständig fehlt, entschädigt. Bei der Station Żeleźnia kommen wir in das Gebiet der Güter des unvergeßlichen Heerführers und Helden weiland Erzherzogs Albrecht. Hier herrscht überall eine rege Holz- und Textilindustrie, hier und da bewundern wir große Eisenwerke, bis wir endlich nach Żywiec (Saybusch) kommen, einer kleinen 5.000 Einwohner zählenden, am Solafusse gelegenen Stadt, welche das Centrum des erwähnten Gütercomplexes bildet. Sie ist anmuthig gelegen in einem breiten, fruchtbaren Thale, das von niedrigen lachenden Hügeln umgeben ist. Unter den Gebäuden fesselt unsere Aufmerksamkeit das altherwürdige Schloß, das den Sitz der Güterdirection bildet, und die Pfarrkirche, in der sich einige bemerkenswerthe Schnitzereien aus dem XVI. Jahrhundert befinden. Die Stadt, einst Eigenthum der schlesischen Fürsten, erfreute sich während der polnischen Herrschaft des eigenthümlichen Vorrechtes, daß die Juden sich in derselben nicht ansiedeln durften. Dieses Privilegium wird trotz der Staatsgrundgesetze noch heute respectirt und nur selten wird von einem Juden ein erfolgloser Versuch, hier einen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen, unternommen. Zahlreiche Fabriken sowohl in der Stadt selbst als auch in der nächsten Umgebung, die wohlentwickelte Hausindustrie, besonders in Korbwaaren und Holzschnitzereien, bilden die ergiebige Quelle des allgemeinen Wohlstandes.

Mit der Zweigbahn der Kaiser Ferdinands-Nordbahn gelangen wir von Saybusch in circa 1 1/2 Stunden nach den Schwesterstädten Bielig-Biala, von denen nur die zweite sich auf galizischem Boden befindet, während die erste bereits nach Schlesien gehört. Die Bezirksstadt Biala hat weder in baulicher, noch in geschichtlicher Beziehung viel Interessantes aufzuweisen, aber sie bildet dafür den Hauptstüz der galizischen Industrie, wie man das bereits beim Anblick der vielen Fabrikschlote, beim ersten Betreten der Stadt wahrnehmen kann. Nordöstlich davon erinnern uns die Städte Zator und Dźwigoim (Auschwitz) an die alten Herzogthümer gleichen Namens.

Die Pieninen und die polnische Tatra. — Pieninen und die polnische Tatra! Keine Zauberformel der Welt wäre imstande ein größeres Wunder zu bewirken als diese



Aus der Krywań-Kette in der Tatra.

zwei einfachen Worte, wenn sie einem Polen gegenüber ausgesprochen werden. Pieninen und die Tatra! Man muß sie gesehen haben, um zu begreifen, daß diese beiden Worte allein ein erhabenes Gedicht bilden. Das Volkslied, das da sagt: „Wer unsere Gegend kennen lernt, vergißt sie auch im Himmel nicht“ — hat vollkommen Recht, denn die Eindrücke, die man hier empfängt, sind in der That unvergeßlich. Unsere Parole lautet somit: in die Tatra, auf die felsigen, schneebedeckten Grate, wo die Gemse haust, in die wilden, schauerlichen Klüfte, wo die Berggnomen ihr geschäftiges verborgenes Wesen treiben!

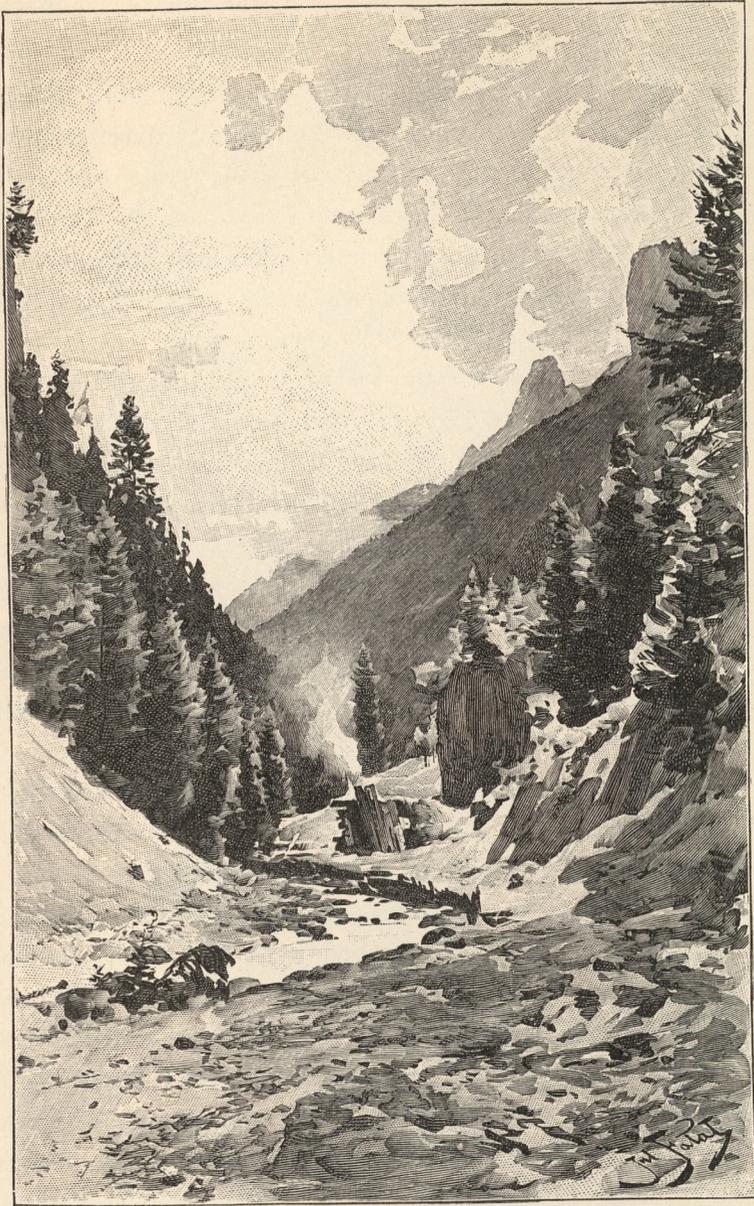
Wir benützen auf unserer Fahrt dahin die galizische Transversalbahn. Angefangen von Stryj bewegen wir uns fast ausschließlich im Gebiete der subkarpathischen Salzthonformation. Wir passiren die Stadt Drohobycz, in deren Nähe sich der berühmte Ozokeritbergbau Borysław und das Bad Truskawiec (Schwefel- und starke Kochsalzquellen,

Salz-, Schwefel- und Eisenmoorbäder) befinden, wir fahren an der alterthümlichen Stadt Sambor, die bereits im Jahre 1390 die Magdeburger Städtegerechtigkeit erhielt, vorüber und kommen bei der Station Chyrów in die unmittelbare Nähe des Gebirges. An dem stattlichen, hoch oben auf der Anhöhe gelegenen Gebäude des Jesuitengymnasiums vorüber dampfen wir in die Karpathen, und zwar in das Thal des Strwiqzflusses hinein. Es ist das der westlichste Strom des Dniestergebietes und sollte eigentlich von rechtswegen als Hauptstrom angesehen werden, da der Dniester thatsächlich nur seinen Nebenfluß bildet.

Das Strwiqzthal ist zwar anmuthig, hat aber bei weitem nicht den Reiz und die Schönheit der ostkarpathischen Thäler, wie z. B. des Stryj- oder Pruththales.

Zwischen Ustrzyki und Olzjanica kommen wir in das Gebiet der regen Petroleumindustrie, wir haben da in der Nähe eine Anzahl von Bergwerken, wie Lodyna, Wańkowa, Hołowiecko und viele andere, die in steter Entwicklung begriffen sind. Bei der Station Ustyanowa passiren wir in der Höhe von 496 Metern die Wasserseide zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee und gelangen an den Sanfluß, in das Weichselgebiet. Bei Żakuz bewundern wir die malerisch über dem San gelegene Ruine einer einst mächtigen, von Peter Rmita, Wojwoden von Krakau, erbauten Burg. Vor der Station Nowy Zagórz übersehen wir den Sanfluß und gelangen in ein merkwürdiges, breites, alluviales Längsthal, das uns mit geringer Unterbrechung bis hinter Krošno begleitet.

Es ist nicht ein einziger Fluß, dem dieses Thal seine Entstehung verdanken würde, denn wir passiren auf unserer Fahrt eine ganze Anzahl von Flüssen des Weichselgebietes, die das Thal verqueren oder es höchstens nur kurze Zeit benützen. In dem Thale merken wir kaum, daß wir uns mitten in den Karpathen befinden, die Bergzüge, die das Thal begleiten, sind in der Regel sehr niedrig (80 bis 150 Meter über der Thalsohle), es ist als ob die Faltung hier minder energisch gewesen wäre, so daß die Gebirgsbildung nur unvollkommen vor sich ging. Nichtsdestoweniger ist das Thal mit seinen fruchtbaren Fluren, mit zahlreichen Flüssen und blühenden Ortschaften und seiner ausgedehnten Petroleumindustrie genug interessant und schön, um uns die Reise recht angenehm zu gestalten. Von weitem grüßt uns die altherwürdige, auf einem Hügel über dem Sanfluß gelegene Stadt Sanok mit ihrem Schlosse. Es folgen kleine, durch ihre Todbäder berühmte Ortschaften, Rymańów und Zwoniez, südlich davon der Paß Dukla, und hernach die von Kazimir dem Großen gegründete Stadt Krošno mit ihren sehenswerthen alten Kirchen. Nördlich von der Stadt erhebt sich auf einem bewaldeten felsigen Hügel die hochinteressante Ruine von Drzykóń. Von der Höhe dieser Ruine genießt man eine prachtvolle Aussicht, vor Allem aber auf jene merkwürdige alttertiäre Sandsteinfelsgruppe, die den Namen „Przgodki“ (Spinnerinnen) trägt, da nach der Volksmythe hier die gottlosen Jungfern, die an einem Sonntage gesponnen hatten, in Stein umgewandelt wurden.



Kościelisko-Thal in der Tatra.

Die große Anzahl von Naphthacisternen und der mit verschiedenen beim Petroleumbergbau gebräuchlichen Maschinen und Geräthschaften bepackten Eisenbahnwagen läßt uns bereits hier auf der Bahn darüber nicht im Zweifel, daß wir uns im Centrum der galizischen Petroleumindustrie befinden. In der That befinden sich in der Nähe von

Krosno die größten galizischen Erdölbergwerke, wie Bóbrka, Wietrzno, Równa, Petof, Węglówka u. v. a.

Wir passiren die anmuthig zwischen Gärten und drei Flüssen (Wisłoka, Zasiółka und Ropa) gelegene Stadt Zasko, dann eine der ältesten Ortschaften in Galizien, den Marktflecken Biecz, der bereits im Jahre 1294 vom König Wenzel dem Krakauer Domkapitel geschenkt wurde, und gelangen endlich nach Stróże, wo die Tarnów-Łeluchówer Linie die Transversalbahn kreuzt. Parallel mit der ersten Linie steigt unsere Bahn hinter Grybów in steilen Serpentinien einen Bergkamm hinauf, um bald darauf in das prachtvolle Thal des vereinigten Dunajec-Popradflusses hinabzugleiten.

Das fruchtbare, fast von allen Seiten von Bergen umschlossene Thal mit den beiden mächtigen Flüssen Dunajec und Poprad, mit der wunderbaren Aussicht auf die kühnen Formen der Pieninen und das imposante Tatragebirge breitet sich vor unseren Augen in seiner ganzen Pracht aus. Zwei Nachbarstädte, deren Ursprung sich im grauen Alterthum verliert, Neu- und Alt-Sandec, erheben sich in der Mitte des Thales aus dem Grün der Gärten. Wir befinden uns auf dem griechisch-römischen Handelswege nach der Ostsee und blicken auf die Städte, die bereits in der frühesten Geschichte Polens eine große Rolle spielten! Die unscheinbare Ruine am Dunajecflusse war einst ein mächtiges Schloß, in dessen Mauern viele polnische Könige ihren Lieblingsaufenthalt hatten und gar mancher von den Herrschern der Nachbarländer gastlich empfangen wurde.

Die beiden früher erwähnten Eisenbahnlinien trennen sich bei Neu-Sandec, die Transversalbahn schlägt die westliche Richtung ein, während die Tarnów-Łeluchówer Linie sich längs des Popradflusses südlich nach der ungarischen Grenze wendet.

Das Popradthal bildet das interessante Bild eines tektonischen Querthales. Bekanntlich nimmt der Popradfluß seinen Ursprung in Ungarn am südlichen Abhange der Karpathen, somit sollte er auch in das Gebiet der Donau gehören, die ihm am nächsten steht. Er nimmt jedoch seinen Lauf gegen Norden, durchschneidet zahlreiche Gebirgsketten und gelangt auf diesem mühsamen und langen Wege in das Gebiet der Weichsel, respective der Ostsee. Nicht minder interessant ist das Thal auch in landschaftlicher Beziehung. Die Gehänge sind steil, felsig, zum Theil bewaldet und stellenweise mit alten Ruinen gekrönt. Der krysthalle, reißende Fluß setzt seine meißelnde und nagende Thätigkeit noch heute fort und jagt im wilden Laufe tosend und brausend gegen Norden.

Weiter südlich führt die Bahn nach den berühmten Bädern Żegiestów und Krzyńca, wir verlassen jedoch in Alt-Sandec sowohl die Bahn als auch den Popradfluß und setzen unsere Reise in südwestlicher Richtung zu Wagen im Thale des Dunajec fort. Bald hinter dem Städtchen Krosno gewahren wir ein neues, uns bis jetzt unbekanntes landschaftliches Element. Mitten aus den sanften, mit üppiger Vegetation bedeckten Bergzügen des



Das Meerenge in der Tatra.

Karpathensandsteines schießen senkrecht, phantastisch geformte, scharf gezackte Kalkfelsen in die Höhe, deren steile Wände nur hier und da mit grünen Tannen verziert sind. Die Fremdartigkeit der Erscheinung ist überwältigend. Ja, wenn das nur ein einziger Fels wäre! Wir haben hier jedoch mit einem ganzen Zuge von Felsen, ja ganzen Bergen zu thun! Das ist der berühmte Klippenzug, eine der interessantesten geologischen Erscheinungen. Die jurassischen Kalke dieses Zuges treten da nicht in Gestalt von großen, zusammenhängenden Schichtmassen auf, welche über weite Strecken fortstreichen, sondern in Form zahlloser Kalkriffe von der verschiedensten Größe, von großen zu mehrere hundert Meter relativer Höhe aufragenden Bergen bis zur isolirten Felsnadel und dem wenige Kubikmeter messenden Blocke. Dieser Zug, der im Neutraer Comitate in Ungarn seinen Anfang nimmt, betritt bei Neumarkt den galizischen Boden und kehrt, nachdem er am Dunajecflusse einen Bogen beschrieben, nach Ungarn zurück. Die hochinteressante geologische Erscheinung, die auch das landschaftliche Aussehen der Gegend im hohen Grade beeinflusst, erreicht zwischen Neumarkt in Galizien und Palocsa in Ungarn ihren Höhepunkt. Auf dieser circa 100 Kilometer langen Strecke sind über 2000 Klippen zusammengedrängt, dabei ist die Breite des Zuges sehr gering, denn sie überschreitet selten zwei Kilometer. Die mächtigste Klippe bilden wohl die 982 Meter hohen Pieninen, die wir gerade vor uns sehen, noch einige andere sind ansehnlich genug, um ihre Umgebung zu beherrschen, während dem die kleinsten Klippen gewissermaßen nur zur Verzierung der Karpathensandsteinformation in Gestalt von weißen Kalkobelisken, Gesimsen, Grabhügeln u. s. w. dienen.

Um so bald wie möglich in das Innere dieser interessanten Naturerscheinung einzudringen, werfen wir nur einen flüchtigen Blick in das schöne Seitenthal, in welchem der Badeort Szczawnica liegt, den seine heilkräftigen, alkalisch-muriatischen Quellen, die reine Luft, die schöne waldige Umgebung zu einem Curort ersten Ranges stempeln.

Die größte Zierde der Ortschaft bilden die Pieninen. Schon am Eingange in das wildromantische Thal des Dunajecflusses bewundern wir eine sowohl geologisch als auch landschaftlich hochinteressante Erscheinung, wir sehen nämlich, daß der reißende Fluß seinen Weg mitten durch den compacten Fels nimmt, indem er ein tiefes, schluchtartiges Thal bildet. Eine herrliche Alpenlandschaft begrüßt uns bereits bei unserem Eintritt in das Thal. Zu beiden Seiten erheben sich gelblichweiße oder röthliche Kalkfelsen, die mit ihrem hellen Hintergrunde und dem grünen Tannenschmucke ein farbenharmonisches, gefälliges Ganzes bilden. Der schmale Weg führt unmittelbar über den reizenden Fluß, der in schäumenden Cataracten dahinschießt.

Wie mit einem Zauberschlage sind die langweiligen, sanft geböckten Karpathensandsteinkuppen und Kämme verschwunden, bei jedem Schritt und Tritt bewundern wir die kühnen, imponirenden, in unererschöpflicher Mannigfaltigkeit auftretenden Felsformen.

Die lebhaftere Einbildungskraft des Volkes sieht in ihnen Nachbildungen verschiedener Thiere und Gegenstände und belegt sie demnach mit charakteristischen Namen als: der Sattel, der Schneckenfels, der Zuckerhut, der Einsame, die Falkin u. s. w. Stellenweise verengt sich das Thal so sehr, daß man an dem Ende desselben angekommen zu sein und den Fluß aus einem unterirdischen felsigen Schacht hervorstürzen zu sehen glaubt, da erscheint plötzlich hinter einem Felsvorsprung eine Biegung des Thales, und ein neues schönes Bild stellt sich unseren erstaunten Augen dar. Muthigere Touristen begnügen sich nicht mit der Fußwanderung, sie genießen auch die Aufregung einer Stromthalfahrt. Auf mehreren, der größeren Sicherheit halber zusammengebundenen Rähnen schießen sie jauchzend an uns vorüber; wir verfolgen sie mit bangem Gefühl, denn jeden Augenblick scheint die schwache Flotille an irgend einem scharfkantigen Felsen zerschellen zu wollen, doch die sichere Hand der Flößer vermag im letzten Augenblick eine rettende Wendung auszuführen.

Obwohl die rechte Seite des Flusses bereits zu Ungarn gehört, so ist dennoch der Verkehr zwischen den beiden Ufern sehr rege, da ein und derselbe polnische Volksstamm die Gegend zu beiden Seiten des Flusses bewohnt. Jeden Augenblick kommen uns schöne, schlanke Dorfmadchen entgegen, die Milch, Erd- und Himbeeren zum Verkauf anbieten.

An der kühnen Kalknadel, „der Falkin“ (764 Meter), deren Schluchten und minder steile Gehänge im grünen Waldes Schmuck prangen, gelangen wir in einer Thalerweiterung, wo der Pieninenbach in den Dunajec mündet, auf eine anmuthige Wiese. Wie ein Adlernest erhebt sich auf dem Felsen „Ligarki“ die Ruine des Schlosses der heiligen Kunigunde. Nach der Volkstradition wurde die Burg von den Engeln erbaut, um der Heiligen sicheren Schutz vor den Feinden zu gewähren, und trotzte auch thatsächlich lange Zeit hindurch sämmtlichen Stürmen, bis sie endlich im XV. Jahrhundert von den Husiten zerstört wurde.

Wir kommen jetzt auf den Glanzpunkt der ganzen Partie. Über den zahlreichen Zinken und Nadeln thronen die imposanten „Drei Kronen“, die höchsten Gipfel der Pieninen (982 Meter).

Wir passiren das auf der ungarischen Seite gelegene „Rothe Kloster“, das im Jahre 1319 als Karthäuserkloster gegründet wurde, und gelangen an dem ungarischen Schloß Niedzica (Medeczvár) vorüber wieder auf die galizische Seite. Das Thal erweitert sich, die eigentlichen Pieninen sind zwar zu Ende, aber die Klippenfalle dauern noch weiter fort. Gerade vor uns erblicken wir eine jurassische rothe Kalkklippe, deren Gipfel die Ruine der uralten Burg Czorsztyn schmückt. Wir erklimmen die steile Klippe und verwundert lassen wir unseren Blick in die Ferne schweifen. Ist es nicht ein eitler Sommernachtstraum, der uns da paradiesische Bilder vorgaukelt? Wird unser Menschenauge nicht durch eine aus Licht und Luft bestehende Fata morgana getäuscht? Doch nein! Es ist kein Werk der

Täuschung, sondern Wirklichkeit, eine auch für uns Sterbliche zugängliche Welt! Sei uns gegrüßt, du erhabene majestätische Tatra! Sei uns gegrüßt, du Königin in deinem schneeigen Hermelinmantel, du granitenes Denkmal der entfernten Urzeit, du Thron des Allmächtigen!

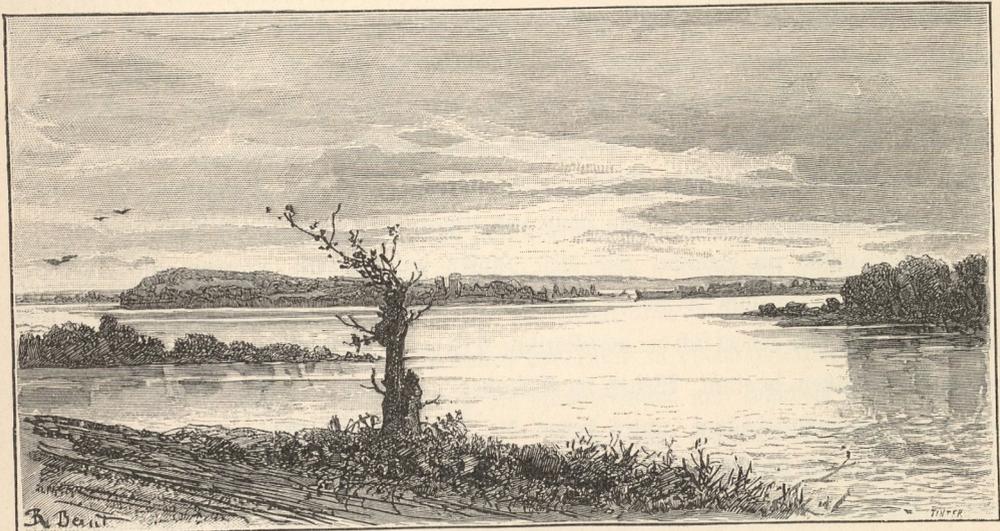
Vor der kühnen zerrissenen Mauer der Tatra breitet sich die ernste, waldige Hochebene, das sogenannte Podhale (600 bis 1000 Meter über dem Meere) aus. Drei schöne Flüsse, der Schwarze und der Weiße Dunajec und die Bialka winden sich in Silberbändern zwischen den Hügeln und bilden bei ihrer Vereinigung den mächtigen Dunajecfluß, dessen Fluten zu unseren Füßen die rothen Felsen der Klippe in schäumender Brandung zu zertrümmern drohen. Im Westen erhebt sich aus dem nackten Kamm der Beskiden die ehrwürdige Babia Góra, die in den Volksliedern der Mazuren eine so wichtige Rolle spielt. Die schmale Zone der Klippenfalle sieht wie ein rauhes, stacheliges Band aus, das mitten durch die sanfte, friedliche Gegend gezogen wurde.

Mit schwerem Herzen verlassen wir die altehrwürdigen Ruinen von Niedzica und verfolgen unseren Weg längs des Dunajec in der Richtung nach dem Tatragebirge. An dem interessanten, über 400 Jahre alten Kirchlein aus Lärchenholz, das mit seinem schönen Spitzbogenstil und einigen Alterthümern eine wahre Sehenswürdigkeit der kleinen Ortschaft Dębno bildet, gelangen wir in circa zwei Stunden nach Nowy targ (Neumarkt), der Metropole von Podhale, die bereits im XIII. Jahrhundert gegründet wurde. Unser Ziel bildet jedoch die weiter im Süden am Fuße der Tatra gelegene berühmte Ortschaft Zakopane, ein klimatischer Curort ersten Ranges. Wie das öfters beim Herannahen an ein hohes Gebirge zu geschehen pflegt, verschwindet auch hier auf unserem Wege von Neumarkt nach Zakopane die schöne Kette des Tatragebirges fast vollständig, und erst unmittelbar vor der letztgenannten Ortschaft erscheinen der zadige, zerklüftete Giewont (1900 Meter) und seine Nachbarspitzen in ihrer ganzen Pracht.

Der Anblick der Tatra ist in jeder Beziehung sehr merkwürdig. Es ist ein Gebirge im Gebirge, das ganz unvorbereitet auftritt. Die nördlich vorgelagerten Karpathensandsteinmassen des Podhale sind so wenig intensiv gefaltet und erhoben, daß sie gegenüber den circa 2 bis über 2½ tausend Meter hohen Spitzen und Ketten als ein Tiefland einen auffallenden Contrast bilden. Noch imposanter ist der Anblick vom Süden aus, wo die höchsten Spitzen der Tatra wie eine drohende Mauer unmittelbar aus der Tiefe der Zipser Ebene aufsteigen. Wir haben da eine kleine geologische Welt vor uns, die ein Analogon der Centralmassen der Alpen darstellt. Wir finden nämlich in den Westalpen (namentlich aber in der Schweiz und in Frankreich) inselförmige „Centralkerne“, so z. B. Montblanc, Finsteraarhorn u. s. w. aus altkrystallinischen Gesteinen (Granit, Gneiß u. s. w.) angebaut, mit vorgelagerten Schichten der paläozoischen Formationen, die langsam in die

mesozoische Kalkzone übergehen. Die Tatra, deren Länge circa 70, deren größte Breite 26 Kilometer beträgt, ist nun eben nichts anderes, als solch ein Centralkern der Karpathen. Der südliche, zum größten Theil in Ungarn gelegene Rand dieses Centralkernes besteht aus einem quarzreichen Granit, der die Neigung hat, wilde, zerrissene Bergformen zu bilden. In nördlicher Richtung sehen wir auf den Graniten eine paläozoische Schieferzone folgen, die endlich in mesozoische und zuletzt bei Zakopane in eocäne Kalk übergeht.

Um eine unmittelbare Übersicht des ganzen Gebirges zu gewinnen, wählen wir zu unserer ersten Excursion den ohne besondere Mühe zu erreichenden Gipfel des Czerwony Bierch (2128 Meter). Den schäumenden, wasserreichen Bystrybach hinaufgehend,



Mündung des Sanflusses in die Weichsel.

gelangen wir bald in das schöne Thal der Ruźnice (Eisenhammer), so genannt nach den ehemaligen Eisenwerken, die einst das in der Nähe gewonnene Erz verarbeiteten, jetzt aber der Cellulosefabrik weichen mußten. Bei jedem Schritt und Tritt sehen wir deutliche Spuren der einstigen Vergletscherung. Zahlreiche Moränen, größtentheils aus Granitblöcken zusammengesetzt, die von den entfernten Spizen hierher geschoben wurden, bedecken sowohl den Boden als auch die Gehänge des Thales.

An der Residenz des Gutsbesizers von Zakopane und an einem stattlichen, sehr gut eingerichteten Wirthshaus vorüber steigen wir langsam den schattigen Pfad hinauf. Zu unserer Linken erheben sich die abschüssigen, zerklüfteten Felsen des Rosal, zur Rechten grünt der waldige Abhang der Krokiew und der schäumende Bystrybach bringt Leben in das ernste Hochgebirgsthal hinein. Nach der Passirung des Waldes gelangen wir auf eine

duftende, an dem Nordostabhang des Giewont gelegene Wiese, die den Namen *Kalatówka* führt und gerade jetzt von den lustigen Liedern der Heumäher erschallt.

An dem südlichen Abhang des Giewont schreiten wir auf waldigem Pfade vorwärts und gelangen bald auf die Alm *Rondratowa*. Die Bäume werden seltener und verschwinden endlich ganz, so daß wir zuletzt die nur mit Gras bedeckte Böschung hinaufsteigen. Endlich erreichen wir die Spitze des *Czerwonny Wierch* und betrachten das über jede Beschreibung erhabene Gebirgs Panorama, das sich vor unserem entzückten Auge entfaltet.

Der polnische Dichter, der dieses Bild mit den versteinerten Wogen der Sintfluth vergleicht, hat Recht. Es ist in der That, als ob die wilden, sturmgepeitschten Riesenwellen plötzlich aufgehalten und in Stein umgewandelt worden wären! . . . Die großen Schneefelder und die langen zackigen Schneerisse lassen das dunkle Colorit und das rauhe Aussehen dieser Steincolosse noch greller hervortreten. Aber der violette Schimmer, der Alles mit einem leichten Schleier zu bedecken scheint, mildert die rauhen eckigen Formen und verleiht dem Ganzen einen wunderbaren Reiz. Die grünen Wälder der tieferen Thäler und die ruhigen, zahlreichen Seen tragen dazu bei, daß das Panorama keine todte, abstoßende Steinwüste, sondern ein zwar gewaltiges, aber formenedles Bild darstellt.

Wer wäre im Stande, alle diese Zinken und Nadeln, Kuppen und Obelisken aufzuzählen? . . . Kaum vermögen wir die am meisten imponirenden Riesen zu fixiren. Südöstlich von uns erhebt sich der majestätische *Krywań* (2496 Meter), der eine ganze Kette zerrissener Spitzen beginnt. Weiter im Südosten sieht man ein Meer von Obelisken und Nadeln zusammengebrängt, unter denen die *Krzyż* (2508 Meter) mit ihrem langen Schneestreifen und die Königin der *Tatra*, die gewaltige *Gerlsdorfer Spitze* (2663 Meter) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, während in dem östlichsten Zweig der mächtigen Kette die Gruppe der *Eisthalespitze* (2629 Meter) und die *Lomnitzer Spitze* (2634) das Bild der Hauptberge beschließt. Wir sehen deutlich, daß der Hauptzug der *Tatra* keine gerade Linie, sondern gewissermaßen ein riesiges, liegendes lateinisches E bildet, auf dessen westlichem Arme wir uns gegenwärtig befinden.

Wir blicken gegen Norden. Zu unseren Füßen bemerken wir einen phantastisch geformten, zackigen und zerklüfteten Fels, auf dessen Abhängen wir mit Hilfe eines Fernglases weidende Gemsen bemerken. Das ist das Wahrzeichen von *Zakopane*, der schöne *Giewont*, der so stolz und imposant vom Thale aus aussieht, hier aber bescheiden zurücktritt, da dessen Spitze zweihundert Meter tiefer liegt als der Gipfel des *Czerwonny Wierch*, auf dem wir uns gegenwärtig befinden. Weiter nördlich grüßen uns aus der Ferne das *Podhale*, die kühnen *Pieninen* und der sanfte *Beskid*, hinter welchem sich das Thal der *Weichsel* ausbreitet. Durch ein gutes Glas können wir sogar in weiter dämmernder Ferne die Thürme von *Krakau* erblicken.

Unser zweiter Ausflug gilt dem im ganzen Lande berühmten und von den Dichtern oft besungenen Kościelisko-Thale, in dem der schwarze Dunajec seine Fluten sammelt.

Wir begeben uns zuerst nach Westen und später bei dem eocänen Nummuliten-Kalkfelsen nach Süden, den schäumenden Dunajec hinauf. Durch die großartige Felspforte, die zu Ehren des polnischen Abgeordneten im preußischen Landtage Kazimir Kantak den Namen Kantakpforte trägt, gelangen wir auf eine blumenreiche Wiese, zu deren beiden Seiten die schroffen Abhänge der Kończysta und der Kopka einen phantastischen Rahmen des unten so lieblichen Bildes aufbauen. Ein schöner, alter Lindenhain bildet eine auf fallende Abwechslung auf unserer Wanderung und gleich dahinter ladet uns die sogenannte Eisquelle, deren Temperatur auch im Hochsommer nur 3 bis 4 Grad Reaumur beträgt, zur Rast ein, da die weitere Excursion nur zu Fuß zurückgelegt werden kann. Eine Thalverengung, die „Kraźewski-Pforte“, die mit einer marmornen Gedenktafel zu Ehren des polnischen Schriftstellers Kraźewski geschmückt ist, führt uns in die Zauberschlucht, deren wildromantische Natur jeder Beschreibung spottet.

Von den steilen Gehängen des Czerwony Wierch und der Kominy eingeengt, windet sich das Thal mit dem schäumenden Fluß zwischen den abenteuerlich geformten Felsen, die aus der dunkelgrünen Tannenwildniß in die blauen Lüfte hinaufragen und alle möglichen Gestalten nachahmen. Da ist die steinerne Rieseneule, die so klug und ernst auf uns herniederblickt, da sind die Orgeln, in denen der Wind in einem feierlichen Choral der Natur huldigt, da dräuen gespensterartig die Räuberfenster und erheben sich geisterhaft die Zauberschlöffer mit Erkern und Basteien. . . Noch einige Schritte weiter und es tritt uns eine ganze Felsenstadt entgegen. Die lebhafteste Einbildungskraft des Volkes sieht in ihr die Nachbildung von Krakau, es fehlen da weder das Königschloß Wawel noch das Rathhaus, noch die zahlreichen Kirchtürme der uralten Stadt an der Weichsel. Nur die Straßen dieser Felsenstadt sind etwas mehr vernachlässigt als die ihrer Namensvetterin, denn sie dienen gleichzeitig als Flußbett während des Hochwassers, so daß man zwischen Steinblöcken, Baumstrünken und Schutt kaum durchzukommen vermag.

Wir eilen weiter. Aus gähndem felsigem Abgrund stürzt uns ein reißendes Gewässer entgegen. Es ist keine Quelle, sondern ein unterirdischer Bach, der hier nach einer verborgenen Wanderung in den Höhlen wieder ans Tageslicht tritt. Wir verewigen unseren Namen auf einige Jahrzehnte auf der ganz mit Inschriften bedeckten Steinwand Pijana und nähern uns rasch dem oberen Thalende.

Die mächtigen Felsgrate Kaptawica und die Kominy bilden die Staffage der Hochgebirgswildniß, in die wir jetzt eintreten. Das dem Andenken des polnischen Dichters und Naturforschers Vincenz Pol gewidmete Kreuz mit der einfachen, aber ausdrucksvollen Inschrift: „Und nichts über Gott“, bezeichnet unseren Weg in das Gebiet der Wasserfälle.

Die schönen, bald grünen, bald aber in weißen Schaum umgewandelten Fluten stürzen donnernd in die Tiefe, so daß die zahlreichen Höhlen in der Nachbarschaft dumpf wiederhallen. Vor uns erhebt sich die himmelanstürmende Hauptkette der Tatra, in deren Mitte die gewaltige Bystra (2250 Meter) thront, wir bewundern in andächtiger Betrachtung das großartige Hochgebirgspanorama und mit wahren Bedauern werden wir die Thatfache gewahr, daß das schöne Kościelisko-Thal und somit unsere Excursion zu Ende ist.

Doch ist der nächste Tag zu einem noch schöneren Ausflug, nach der Perle der polnischen Tatra, nach dem wunderbaren Meer-auge bestimmt. Wir wählen dazu weder den bequemen Fahrweg noch den gewöhnlichen Touristenweg, sondern den zwar anstrengenden und nicht ganz ungefährlichen Pfad über Zawrat, der aber dafür die Hochgenüsse der alpinen Natur in ihrer ganzen Pracht darbietet. Daß zu einer solchen Partie ein ausgezeichnete Führer gehört, ist selbstverständlich; und wir schätzen uns glücklich, daß kein geringerer als der alte Sabala sich entschlossen hat, uns dahin zu begleiten. Es ist ein interessanter Mensch, dieser Sabala! Eine wahre Hünengestalt, stark und geschmeidig trotz seiner 70 Jahre, mit ausdrucksvollen scharfen Gesichtszügen und lebhaften Adleraugen; eine Art Patriarch und Dichter zugleich, vor Allem aber berühmt als Geschichtenerzähler. Wurde er doch durch Sienkiewicz, der seine Fabeln meisterhaft nacherzählte, unsterblich gemacht!

Wir benützen anfänglich das Thal von Rużnice (Eisenhammer), und wenden uns am Ende desselben gegen Osten. Durch anmuthigen Tannenwald steigen wir langsam auf den Gipfel der Kopa Królowy, wo uns ein großartiger Anblick des mittleren Theiles der Hauptkette der Tatra einige Zeit fesselt. Es ist das der mittlere Balken in dem liegenden Buchstaben E, mit dem wir die Gestalt des ganzen Gebirges verglichen haben. Da thront nun die riesige, schneeige Swinnica (2293 Meter), daneben, wie eine schlank gothische Kirche, der schöne Kościelec (2157 Meter), dessen Rücken tief in das zu unseren Füßen liegende Raupenthal hineinläuft und dasselbe somit in zwei Theile theilt, dann folgen die zerrissenen Granaten, Żółta, Krzyżna und endlich der lange Rücken der Koszyzta.

Beim Herabsteigen in das Thal bemerken wir deutliche Gletscherspuren; die Gehänge sind mit mächtigen Moränen bedeckt, deren riesige, vom centralen Kamm des Gebirges hervorgebrachte Granitblöcke unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. In der Tiefe des Thales angelangt, steigen wir den zwischen dem Gletscherschutt im Schatten der Zirbelkiefer und des Krummholzes sich windenden Bach hinauf, noch eine große Moräne wird erklommen, und der schöne „Schwarze Raupensee“ liegt vor uns in seiner ganzen Herrlichkeit! Ein sonderbares Hochgebirgsbild entzückt unsere Augen: der ernste und kalte See, in dessen dunkelgrünen Fluten sich die Zackigen Grate der Nachbarschaft spiegeln, im Hintergrunde die majestätische Gestalt des im gothischen Stil geformten Kościelec mit

feinen Schneefeldern, seinen Rissen und Klüften, seinen großartigen Schutthalden, die steinerne Insel in der Mitte des See's und die spärliche, aber doch farbenprächtige Vegetation, die den See zierlich umrahmt.

Wir befinden uns bereits in der Höhe von 1626 Meter über dem Meere, und finden es deswegen erklärlich, daß hier sogar die Zirbelkiefer beinahe vollständig verschwunden ist. Dafür bildet das an dem steinigen Boden kriechende Krummholz, dessen lebhaft grüne Äste um die grauen Felsblöcke schöne Kränze winden, kleine Zwerghaine, um die hier und da das üppige Gras in zerrissenen Rasen auftritt. Wir spähen nach dem herrlichen Edelweiß, um unsere Hütte zu schmücken, und bewundern die Sagisfragen, Campanulen, Gentianen



Flugland-Landschaft nördlich von Sądowa-Wisznia.

u. v. a., die sich zwischen den Felsenklüften zu Gruppen vereinigen, als wollten sie sich in dem schweren Kampfe ums Dasein gegenseitig unterstützen. Auf einem mit weichem Moos bedeckten Felsblock sitzend, bewundern wir den schönen See, der uns als typisches Beispiel dieser Art von Erscheinungen in der Tatra dienen kann.

Die zahlreichen größeren und kleineren Seen bilden für das Tatragebirge ein charakteristisches landschaftliches Merkmal. In geologischer Beziehung stellen die meisten unter ihnen Überreste der ehemaligen Gletscher dar, die gegenwärtig dem Gebirge vollständig fehlen. Daß die Vergletscherung der Tatra in der Eiszeit sehr ausgedehnt war, kann Jedermann auch ohne besondere geologische Vorkenntnisse deutlich sehen. In jedem größeren Thale findet man mächtige erratische Blöcke, die viele Kilometer weit von den höchsten Rämmen hergebracht wurden, außerdem aber auch vollständige Moränen, die für das Aussehen des Thales bezeichnend sind. Die meisten dieser Moränen, besonders aber die

Stirnmoränen verqueren die Thäler und sperren sie als natürliche Dämme ab, so daß auf diese Weise die Bedingung zur Bildung der Seen geboten wird.

Es gibt in der Tatra circa 120 größere und kleinere Seen, die auf der galizischen Seite den Namen „Stawy“ (Teiche), auf der ungarischen, bei den Slovaken den Namen „Plesi“ tragen und ziemlich hoch zwischen 1400 bis 2000 Meter gelegen sind. Einige von ihnen überschreiten die letztgenannte Höhe und sind in diesem Falle das ganze Jahr hindurch an ihrer Oberfläche mit einer Eisdecke überzogen.

Der größte See, der auf der polnischen Seite gelegene „Wielki staw“ (Großer Teich) umfaßt einen Flächenraum von 34 Hektar und ist 78 Meter tief. Der schöne Schwarze Raupensee, den wir gerade bewundern, ist sowohl in Bezug auf das Areal (23 Hektar) als auch die Tiefe (47 Meter) der dritte in der Reihe dieser herrlichen Tatra-Objecte.

Wir verlassen nun den Raupensee und beginnen an seinem östlichen Ufer den Hauptkamm, und zwar den sogenannten Zawrat zu erklimmen. Hoch über unseren Häuptern erhebt sich eine riesige Felsenkluft, zu der ein sehr beschwerlicher Weg über bewegliche Schutthalden führt und die das vorläufige Ziel unserer Wanderung bildet.

Weit in der Tiefe hinter uns erblicken wir den „Gefrorenen Teich“, einen kleinen, aber hochgelegenen See, auf dessen Oberfläche auch jetzt im Hochsommer Eisschollen schwimmen, aber in unserer unmittelbaren Nähe ist jede Aussicht versperrt, da wilde, schroffe Felswände zu unseren beiden Seiten wie gigantische Mauern in die Höhe ragen. Es ist ein schrecklicher Marsch. Von Zeit zu Zeit gleiten unter unseren Füßen Felsblöcke aus der Schutthalde aus und stürzen kleinen Lawinen gleich donnernd in die Tiefe. Ein beängstigendes Gefühl bemächtigt sich unser. Wir sehnen uns nach Licht und Luft. Doch endlich ist die Felsenkluft erreicht, wie aus dem dunklen Verließ einer Raubritterburg befreit, athmen wir auf und begrüßen das schöne Gebirgspanorama, das sich so unvermuthet und in auffallendem Contraste vor unseren Augen entfaltet. Zu unseren Füßen liegt das wildromantische Thal der „Fünf Seen“, von denen jedoch nur zwei sichtbar sind, und hinter demselben erscheinen die uns bereits bekannten Riesen der Tatra.

Wir gelangen in das Thal. Nach und nach werden sämtliche fünf Seen sichtbar, endlich erscheint auch das Krummholz und mit ihm auch die dunklen Fluten des „Czarny staw“ (Schwarzen Teiches). Längs des nördlichen Ufers desselben gelangen wir bald in das Zeuschner Schutthaus des Tatraverains und von hier in 15 Minuten zu einem neuen Tatravunder, zu der berühmten Siklawa.

Von einem senkrechten, 98 Meter hohen Felsen stürzt der Abflußbach des Großen Teiches in die Tiefe und bildet somit den höchsten Wasserfall nicht nur in der Tatra, sondern auch in ganz Galizien. In zwei erodirten Rinnen schäumt und donnert die weiße, wie mit grünen Bändern durchzogene Wassermasse. Die herumsprühenden Tropfen glitzern

in der Sonne wie Edelsteine und in dem aufsteigenden Nebel bildet sich ein Regenbogen, der die schöne Naturerscheinung mit einer Heiligenglorie umgibt. Wir fühlen uns wie festgebannt an der Stelle, so daß es unserem alten Führer nur mit Mühe gelingt, uns zum Weitermarsch zu bewegen. Und dieser Weitermarsch ist auf Schritt und Tritt in hohem Grade aufregend. Bald erklimmen wir den Felsrücken Swistunka, der in einer senkrechten Wand in die scheinbar bodenlose Tiefe stürzt. Noch ein kleiner Bergrücken und



Przemysl.

wir stehen auf der Alm Wokarnia, von wo aus wir das ganze in seiner Hochgebirgspracht prangende Thal des „Morskie Oko“ bewundern.

Das Meerauge (polnisch: Morskie Oko), eigentlich Großer Fischsee genannt, weil er einer von den drei Tatraseen ist, der Fische, namentlich Lachse und Forellen enthält, ist ein typisches Gletscherüberbleibsel, mit deutlicher, sein Ende abschließender Stirnmoräne. Er umfaßt 33 Hektar an Flächenraum und das Loth zeigt an seiner tiefsten Stelle 49 Meter. Seine besondere Zierde bildet die verhältnißmäßig üppige Vegetation an den Ufern, da in dieser Höhe (1384 Meter über dem Meeresspiegel) nicht nur das Krummholz, sondern auch die schöne Zirbelkiefer und sogar die Tanne ganz gut gedeiht. Die von der polnischen

Tatragefellschaft angelegten Wege und das bequeme, geräumige Schutzhauſ erleichtern ſehr die Beſichtigung dieſer Perle der Tatra.

Die Perle der Tatra! . . Wir haben jetzt die beſte Gelegenheit uns zu überzeugen, daß dieſer Ausdruck nicht übertrieben iſt. Die Sonne ſteht noch hoch am Himmel und umgibt Alles mit einem kryſtallinen Lichtäther, in dem die wunderbaren Naturbilder wie vergrößert und verklärt ausſehen. In dem ſmaragdgrünen Antliß des See's ſpiegeln ſich die granitene Titanen, die da Wache halten. Im Süden drohen die Mieguszowicer Grate mit dem gewaltigen Mönch (2435 Meter), an ihren Gehängen veräſteln ſich die weißen mit Schnee ausgefüllten Klüfte wie die Geweihe eines Rieſenelethieres. Das weſtliche Ufer beſchließen die zackigen Rücken des Wiedziane und Opalony, im Südoften erhebt ſich wie eine Cyklopenmauer ein mächtiger Damm, der nur die Vorſtufe zu den erhabenen, in den Wolken verſchwindenden Rysy (2508 Meter) bildet. Der Übergang von dem Smaragdgrün des See's zu dem dunklen Colorit der Bergrieſen wird durch das Band der Rothſtamm- und Zirbelkieferhaine vermittelt und die leuchtenden Schneefelder laſſen die erſten, dunklen Farbentöne beſſer hervortreten.

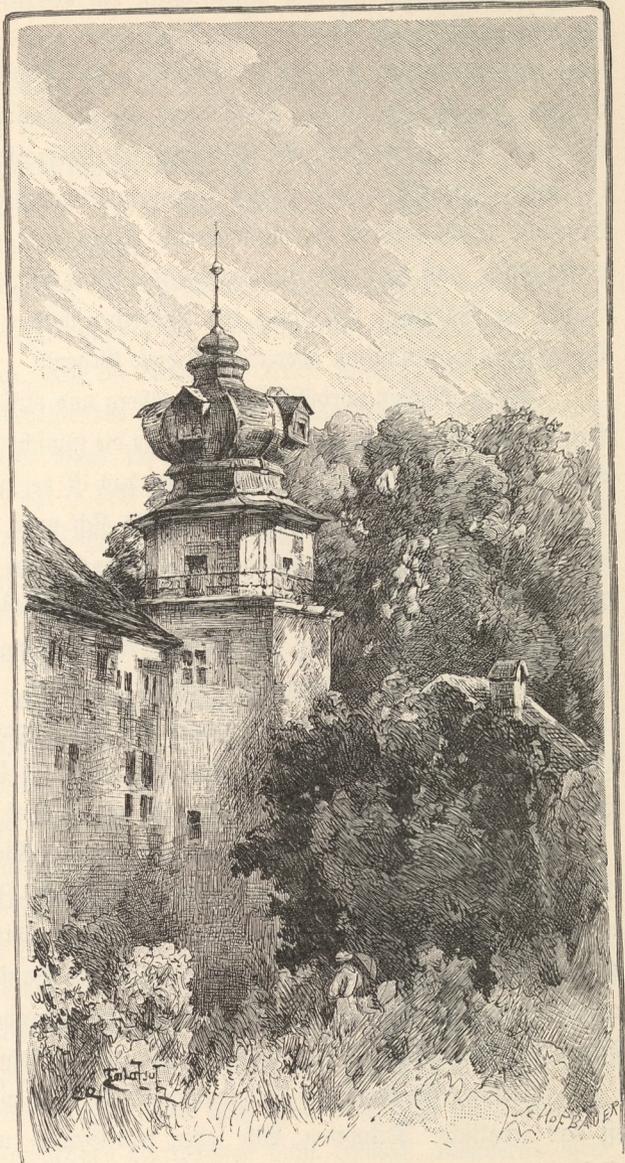
Doch die Sonne neigt ſich langſam gegen die Tatragräte, es iſt die höchſte Zeit, noch den oberhalb des Fiſchſee's, bereits auf dem zwiſchen Galizien und Ungarn ſtrittigen Gebiet gelegenen „Schwarzen Teich“ zu beſichtigen. Wir beſteigen den bereits erwähnten Rieſendamm, den noch hier und da eine verkrüppelte Zirbelkiefer und kriechendes Krummholz ziert, und ſtehen plötzlich vor einem düſteren Keffel, deſſen unteren Theil die Fittige der ewigen Dämmerung bedecken. Es iſt der Weg des Todes, den wir betreten, mit jedem Schritt wird unſere Seele ſtiller! Wie in jenem fabelhaften Apas-thale, wo alles Lebende in dem giftigen Hauch des Todesbaumes ſterben muß, iſt hier die Vegetation und die Thierwelt vollſtändig verſchwunden. Nur rauhe, dunkle Felſcoloſſe mit wild zu ihren Füßen zuaammengehäuften Bergſtürzen ſtarren rings um uns her und in der Mitte glänzt unheimlich mit phoſphoreſcirendem Licht der Schwarze See, deſſen Fluten eher aus infernaliſchem Theer und Bech als aus lebenſpendendem Waſſer zu beſtehen ſcheinen. Wahrhaftig! . . Es iſt eine Scene aus der Dante'ſchen Hölle; mit bebendem Herzen erwarten wir, daß bald aus den ſchauerlichen Fluten die Zammeregeſtalten der unglücklichen Verdammten auftauchen werden, und blicken bange ringsherum, den Meiſter zu erſpähen, der uns von dieſer Todesſtätte auf die ſchöne Erde zurückbringt.

Die nordgaliziſche Tiefebene. Kein anderes Kronland unſerer Monarchie kann ſich einer ſo großen Mannigfaltigkeit der Bodengeſtaltung rühmen wie Galizien. Das Plateau von Podolien, das Mittelgebirge der Karpathen, das Hochgebirge der Tatra, das geologiſch und landschaftlich ſelbſtändige, mit den weſtlicheren Gebieten im Zuaammehange ſtehende Großherzogthum Krakau und endlich die als Fortſetzung der baltiſchen

Niederung erscheinende Tiefebene von Nordgalizien bilden die stattliche Reihe der wichtigsten landschaftlichen Abschnitte der Provinz. Es fehlen factisch nur die thätigen Vulkane und das krystallinische Massengebirge, um die Reihe der Hauptelemente der Continentgestaltung vollständig zu machen.

Aus den dünnluftigen Regionen der Tatra steigen wir nun in die Sümpfe des Tieflandes. An die Stelle der malerischen Hochgebirgsbilder treten die langweiligen Sandflächen und Moräste, der prächtige Urwald ist verschwunden, um den steifen Föhren Platz zu machen. Verschwunden sind auch die herrlichen krystallinen Flüsse der Gebirge, statt deren wir große, türkische, die Ufer verheerende trübe Flüsse oder kleine Bäche erblicken, die ihre dunklen, röthlich oder braun gefärbten Fluten träge und bedächtig dahinrollen. Die Niederung nimmt ihren Anfang bereits in der Gegend der Landeshauptstadt, ist jedoch hier noch nicht typisch entwickelt. Bei Lemberg beginnt nämlich ein stellenweise über 400 Meter hoher, miocäner Hügelzug, der in nordwestlicher Richtung, gegen Tomaszów in Russisch-Polen streichend, die ganze Tiefebene in zwei ungleiche

Theile theilt. Der östliche, kleinere bildet die Niederung des Buggebietes, der bei weitem größere westliche umfaßt das Gebiet des San- und Weichselflusses und stellt sich als ein Riesendreieck dar, das mit seiner Basis auf den Vorbergen der Karpathen ruht.



Eine Partie vom Schlosse Laitcut.

Mit Ausnahme des soeben erwähnten Lemberg-Tomaszower Rückens nehmen hier an der Zusammenfügung der Oberfläche nur die Absätze des ehemaligen Inlandeises und der jüngeren Alluvien theil, so daß die übrigen, hier spärlich auftretenden Formationen gar nicht in Betracht kommen. Das Silur baut — wie wir das bald sehen werden — nur einen einzigen Hügel nahe an der Mündung des Sanflusses auf. Der obere Kreidemergel erscheint nur in den tiefsten Einschnitten als die Basis des Ganzen und die Gesteine des Miocäns sind theils durch die Bewegung der Eismassen zerstört worden, theils liegen sie tief unter Glacialsand und Schutt begraben. Sämmtliche andere Glieder der großen, die Erdrinde aufbauenden Formationsreihe fehlen hier gänzlich. Somit ist es nun leicht verständlich, daß wir hier eine langweilige Einförmigkeit vorfinden müssen. „Hinter dem Sande ein Wäldchen und hinter dem Wäldchen wieder Sand“ charakterisirt ein polnisches Sprichwort humoristisch, aber trefflich diese Gegend.

Einige Meilen nordöstlich von Lemberg und östlich von Zolkiew kommen wir in der Gegend von Kamionka Strumikowa in die typische Landschaft des oberen Buggebietes. Wald und Morast, manchmal auch Sand, das ist der ganze Inhalt dieser flachen Gegend. Nur ein leidenschaftlicher Jäger entschließt sich weit von der Chaussee in diese beinahe schwimmenden Wälder einzudringen. Die melancholische Kiefer, die sagenhafte Erle und die geisterhaft glänzende weiße Birke bilden den Waldbestand. Erst weiter im Westen hinter Rawa ruska erscheint eine willkommene Abwechslung in einem traurigen und eintönigen Bilde, nämlich der Lemberg-Tomaszower Hügelzug. Zwar verfolgen uns noch immer auf jedem Schritt und Tritt die Sande und die langweiligen Kieferhaine, zwar sind die Hügel weder besonders hoch, noch malerisch, aber wir können wenigstens trockenen Fußes herumgehen und die Gegend von der Höhe des Rückens überblicken.

Der geologische Bau der Hügel, der in den Wasserrissen und kleinen Bergbauen aufgeschlossen ist, nimmt nur wenig Zeit in Anspruch. Zu unterst bildet der obere Kreidemergel das Liegende des Ganzen und darauf ruhen die miocänen Gesteine, hauptsächlich aber Sande und grünliche Thone, die in mehreren Punkten (Potylicz, Siedliska, Lubycza) abgebaut und zur Fabrication der Faiencewaaren gebraucht werden. Stellenweise erscheinen hier kleine Braunkohlenflöze, welche die Grundlage kleiner Kohlenbergbaue bilden.

Die interessanteste und das landschaftliche Bild wesentlich beeinflussende Formation ist das erratische Diluvium. Wir sehen hier Grund- und Stirnmoränen in Gestalt von Geschiebelehm und Gletscherschutthaufen, lose erratische Blöcke aus Quarzit, Granit, Gneiß, Diorit u. s. w. — Alles größtentheils finnländischen Ursprunges — endlich langgezogene Sand- und Trümmerhügel.

Nach der Überschreitung des mehrere Kilometer breiten Hügelzuges befinden wir uns im Gebiete des San- und Weichselflusses. Es ist ein ausgedehntes Senkungsfeld,

das sich nun vor unseren Augen ausbreitet. Drei große Bruchlinien begreifen dasselbe; die erste im Süden am Nordrande der Karpathen, die zweite im Westen längs der schlesisch-polnischen Hochebene und endlich die dritte längs des Plateau's von Lublin. Innerhalb dieser drei Linien ist eine große, dreieckige Scholle in die Tiefe gesunken, und hier erreichte auch das galizische Inlandeis seine mächtigste Entwicklung. Unsere Erwartung jedoch, daß wir hier eine einheitliche, flache Niederung, die überall mit Gletscherbildungen gleichmäßig bedeckt ist, vorfinden, erweist sich als irrig. Es lassen sich nämlich in diesem Gebiete zwei landschaftlich verschiedene Typen unterscheiden: 1. das ursprüngliche Gletscherterrain, und 2. das Gebiet der Alluvien.

Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß gleich nach dem Rücktritt der Gletscher das ganze Gebiet mehr oder weniger gleichmäßig mit nordischen Glacialbildungen bedeckt war, doch darf man nicht vergessen, daß die erodirende Kraft solcher großer Flüsse wie des San und der Weichsel einen bedeutenden Theil dieser Ablagerungen weggeschwemmte und tiefe Thäler bildete. Wir sehen somit die eigentlichen glacialen Bildungen, wie Moränen, erratiche Blöcke u. s. w., nur in dem diluvialen Hügelgebiete, während in den Thälern nur jüngere Flußalluvionen zu Tage treten. Daß unter den letzteren auch nordische Gesteine vorkommen können, ist selbstverständlich, da ja doch die letzteren das Material zur Alluvienbildung lieferten.

Das höchste Niveau der Weichsel und des San im Gebiete der nordgalizischen Tiefebene beträgt circa 200 Meter, das tiefste (bei Sandomierz) 148 Meter. Erwägt man nun, daß die Höhe der diluvialen Hügel 250 bis 300 Meter erreicht, so wird man auch den Höhenunterschied dieser zwei Bildungen kennen lernen.

Abgesehen von den räumlich kleineren Erhebungen haben wir im Gebiete der Niederung drei solche diluviale Anschwellungen, und zwar: die erste parallel mit dem Tomaszower Rücken zwischen dem San und seinem Nebenflusse, der Tanew, die zweite nördlich von Mzeszów zwischen dem San und dem Wisłokaflusse und endlich die dritte bei Tarnów zwischen dem Wisłokaflusse und dem Dunajec.

Auf unserer Wanderung betreten wir zunächst das erste Gebiet. Wir sehen da breite und flache Terrainwellen, die hauptsächlich aus Glaciallehm und Sanden mit zahlreichen kleinen Trümmern nordischer Gesteine bestehen. Aber auch große erratiche Blöcke sind da gar nicht selten, obwohl ihr gegenwärtiges Vorkommen nicht einmal annähernd ihrer ursprünglichen Häufigkeit entspricht. Da nämlich das ganze Gebiet der Tiefebene fast gar keine anstehenden Gesteine enthält, so wurden und werden noch immer die erratiche Blöcke von der Bevölkerung fleißig gesammelt und zu Haussteinen, Straßenschotter, Pflaster und dgl. verarbeitet. Das Pflaster aller an der Grenze der Niederung gelegenen Städte sieht wie eine vielfarbige Mosaik aus. Es kommen da neben den rothen

Graniten schwarze Diorite, dunkel gefleckte Syenite, glänzende Quarzite u. s. w. vor. Auch sämmtliche Chaussees dieser Gegend verdanken ihre Existenz nur dem außerordentlichen Reichthum der Umgebung an nordischen Gesteinen. Eine wunderbare Chimäre der Natur! Hunderte von Kilometern wurden die Felsen aus dem entfernten Finnland durch das Eis geschoben, um das felsename Nordgalizien mit Steinmaterial zu versehen!

Auf diesen alluvialen Anschwellungen bildet nur die Föhre allein die Waldbestände. Die Gegend hat etwas ungemein Trauriges an sich. Die ernstern, rauschenden, dunkelgrünen Kiefern auf dem Hintergrunde der hellen Sandhügel, die großen umhergestreuten Granitblöcke, — das ist ja wahrhaftig ein Friedhof mit Grabhügeln und Monumenten! Umsonst spähen wir rings umher nach einem anmuthigeren Bilde. Hier und da erblicken wir auf der Oberfläche der diluvialen Thone winzige kreisrunde Seen und in der Nähe der Flüsse Moräste mit ziemlich bedeutenden Schichten von Rafeneisenerz.

Wir überschreiten den San und begeben uns über Nisko gegen Norden. Es ist sehr leicht zu constatiren, daß der San sein Bett gegen Osten, das ist gegen die See von uns verlassene glaciale Bodenerhebung, verlegt. Auf dem westlichen Ufer bemerken wir mehrere Terrassen, auf denen kleine Seen und Sümpfe die früheren Flußbette verrathen. Das östliche Ufer ist bedeutend höher und ziemlich steil.

Wir gelangen in eine traurige Sanddünenregion. Die bebauten Felder werden nach und nach durch die beweglichen Dünen verschüttet, ja man sieht sogar manchmal Häuser, die schon zum größten Theil im Sande verschwunden sind. Es wird da ein schwerer Kampf zwischen dem Menschen und der Natur geführt. Gelingt es die Dünen zu bewalden, dann hört ihre Bewegung auf, und der arme Landmann kann da nothdürftig sein Leben fristen, sonst aber greift die Wüste immer weiter um sich.

Bei Gorzyce erblicken wir zum ersten Male auf unserer Wanderung durch die Tiefebene eine ältere Formation anstehend. Es sind dies Silurschiefer, die einen ganzen Hügel (sogenannten Paczek) bilden und die Fortsetzung des polnischen Silurs bei Sandomierz darstellen. Wir bemerken hier, daß der Sanfluß einst viel südlicher in die Weichsel mündete als jetzt, das alte Flußbett wird durch zahlreiche Seen und Sümpfe bezeichnet. Bei der Ortschaft Madbrzezie, Endpunkt der Localbahn Dembica-Madbrzezie, gelangen wir an die mächtige Weichsel, deren Ufer durch starke Dämme gegen Überschwemmung geschützt ist. Wir bewundern von weitem die auf dem linken Flußufer auf einer Anhöhe gelegene Stadt Sandomierz mit ihren alterthümlichen Gebäuden und begeben uns zurück nach der Landeshauptstadt, um von hier aus eine Tour längs des Südrandes der Tiefebene zu machen. Die galizische Carl Ludwig-Bahn, die sich gerade längs der südlichen Grenze unserer Tiefebene bewegt, bietet uns die beste Gelegenheit dazu und gewährt uns dabei den Vortheil, daß wir gleichzeitig eine ganze Reihe wichtigerer

Städte besichtigen können. Gleich hinter Lemberg, bei der ersten Station Zimnawoda gelangen wir in das Gebiet der Tiefebene, deren Charakter durch die Flugsandmassen und Föhrenwaldungen deutlich markirt ist. Bei der Bezirksstadt Gródek, in der Nähe das Bad Lubień, fesselt unsere Aufmerksamkeit ein schöner Teich, der wohl zu den größten Galiziens gehört; etwas weiter bei Sądowa Wisznia kommen wieder die traurigen Dünen und die Föhren der Niederung zum Vorschein.

Die langweilige Einförmigkeit der Gegend erleidet plötzlich eine willkommene Unterbrechung. Unser Eisenbahnzug braust durch eine gartenähnliche fruchtbare Gegend den sonnigen Hügeln zu, deren vorderster altersgraue Baasteien durch das helle Grün seines Waldschmuckes durchschimmern läßt. Zahlreiche Thürme imposanter Bauwerke



Wieliczka.

winken uns entgegen, eine große Stadt bedeckt mit ihren Häusern die Abhänge der Hügel und spiegelt sich in den Fluten eines großen Flusses; starke Festungswerke umgeben den Glanzpunkt der ganzen Linie: die Stadt Przemyśl.

Die Karpathen verlassen hier ihr gewöhnliches Nord-West-Streichen und wenden sich in einem kühnen Bogen gegen Norden, unmittelbar an die Tiefebene herantretend. Diese eigenthümliche Lage der Stadt, die sich theils in der Niederung, theils auf den Gehängen der Vorberge aufbaute, ferner die Anwesenheit eines großen Flusses, des San, verleiht ihr einen landschaftlichen Reiz, dessen sich keine andere galizische Stadt rühmen kann.

Die Stadt Przemyśl, die 28.000 Einwohner (ohne die Besatzung von 10.000 Mann) zählt, ist die Residenz zweier Bischöfe, des römisch-katholischen, und des griechisch-katholischen, und bildet den Sitz zahlreicher Civil- und Militär-Behörden. Ihre ersten Anfänge sollen in das VII. Jahrhundert zurückreichen und ihre bewegte Geschichte ist mit der Geschichte Polens eng verbunden. Der erste Grundstein zur mächtigen Entwicklung der Stadt wurde von Kazimir dem Großen gelegt und König Ladislaus Jagello stattete dieselbe mit dem Magdeburger Recht und zahlreichen Privilegien aus.

Die römisch-katholische Kathedrale von Przemyśl, deren Bau bereits 1460 begonnen wurde, ist das schönste Baudenkmal gothischer Kunst in Ostgalizien. Zahlreiche andere Kirchen und Klöster wie z. B. die griechisch-katholische Kathedrale, das Bernhardiner-, ferner das Reformatenkloster u. s. w. verdienen auch, sowohl wegen ihrer Bauart, als auch wegen der Alterthümer, die sie beherbergen, unsere Aufmerksamkeit.

Schöne Spaziergänge in den schattigen Alleen am Sanflusse, im Parke des Schloßberges mit den gut erhaltenen und restaurirten Resten einer bereits zu Zeiten Kazimir des Großen erbauten Burg, reizende Excursionen in die weitere Umgebung, vor Allem nach Krasiczyn (Eigenthum des Fürsten Sapieha), wo ein prachtvolles, in italienischer Renaissance gehaltenes Schloß werthvolle kunsthistorische und geschichtliche Sammlungen enthält, machen den Aufenthalt in Przemyśl zu einem sehr angenehmen.

Unsere Reise führt uns an dem kleinen Marktflecken Radowyno vorbei der Stadt Jarosław zu. Die Vorberge der Karpathen sind weit im Süden zurückgeblieben und grüßen uns noch von weitem in Gestalt eines blauen Saumes. Eine mächtige Lößdecke mit zahlreichen Schluchten bedingt das landschaftliche Aussehen des ganzen coupirten Terrains. Die Stadt selbst, die 18.000 Einwohner zählt, spielte in früheren Jahrhunderten als Festung und wichtiger Handelsplatz eine große Rolle.

Die kleinen Ortschaften, die wir da weiter passiren, Lezajsk und Przeworsk, sind nur durch ihre Kirchen, die bereits von weitem unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, merkwürdig. Die Pfarrkirche in Lezajsk (italienische Renaissance) enthält eine kleine Bildersammlung altdeutscher, italienischer und flämischer Schule. Das nicht weit von der Kirche gelegene Bernhardinerkloster ist stolz auf seine Orgel, die die größte von ganz Polen sein soll. Nicht minder interessant sind die beiden gothischen Kirchen in Przeworsk.

Die nächste Station Łańcut, ein kleines unbedeutendes Städtchen, das im Lande eine gewisse Berühmtheit durch seine Fabrik ausgezeichneter Schnäpfe und Liqueure besitzt, hat eine Sehenswürdigkeit aufzuweisen, nämlich das prachtvolle gräflich Potocki'sche Schloß, das große, von vielen Generationen gesammelte Kunstschätze enthält.

Wir überschreiten den Wisłokfluß und widmen einige Stunden der Besichtigung der Stadt Rzeszów. Das alterthümliche, festungsartige Schloß, das jetzt als Sitz der Behörden und als Gefängniß dient, die Kirchen und Klöster, vor Allem aber zwei alte im Barockstil gehaltene jüdische Tempel bilden die Sehenswürdigkeiten der reinlichen und freundlichen Stadt.

Die Bahn bewegt sich fortwährend an der Grenze zwischen der Tiefebene und den Vorbergen. Zu unserer Rechten haben wir die langweilige Niederung, zur Linken aber ein fruchtbares und fröhliches Hügelland, hinter dem von Zeit zu Zeit die höheren Gebirgszüge der Karpathen auftauchen. Noch einige Stationen und wir gelangen in das

Gebiet des Dunajecflusses, nach der Stadt Tarnów. Vielleicht in keiner der von uns besuchten Städte ist der Gegensatz zwischen Tief- und Hügelland so scharf ausgeprägt wie gerade in Tarnów. Mitten in der Stadt, im Park tritt man an große Granitblöcke und andere erratische Gesteine des Nordens, das Material, auf dem die Stadt aufgebaut ist, erweist sich als echte Gletscherbildung und in der unmittelbaren Nähe der Stadt findet man auf dem St. Martinsberge, einem beliebten ExcurSIONsorte der Tarnower, bereits den geologischen Bau der Vorberge. Von der Höhe des erwähnten Berges (387 Meter),



Die Felsen von Mników (Zuraformation).

dessen Gipfel ein hochinteressantes 800 Jahre altes Kirchlein aus Lärchenholz ziert, kann man genau die Lage und die Grenzen der ehemaligen nordischen Eismassen verfolgen. Die Hauptzierde der gegen 28.000 Einwohner zählenden Stadt sind ihre Kirchen, unter denen besonders die Kathedrale (Tarnów ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs) mit ihren kunstvollen Grabdenkmälern Beachtung verdient. Auch das gotische Rathhaus, das an die Tuchhallen in Krakau erinnert, ferner das bischöfliche Palais und Privathäuser aus dem Mittelalter mit offenen Fronthallen verdienen Beachtung.

Bei der Station Bochnia, einer sehr anmuthig zwischen den Salzhonhügeln gelegenen Salinenstadt, überschreiten wir den Rabasfluß und nähern uns der Weichsel-ebene. Während die Bahn nördlich der weltbekannten Salzstadt Wieliczka hinzieht,

erscheint auf dem Horizonte der Kościuszko-Hügel (333 Meter), zu seinen Füßen glänzen in der Abendsonne die Bastionen des prächtigen Wawel und die zahlreichen Thürme der alterthümlichen Königsstadt, noch ein Augenblick und wir halten unseren Einzug in das Großherzogthum Krakau.

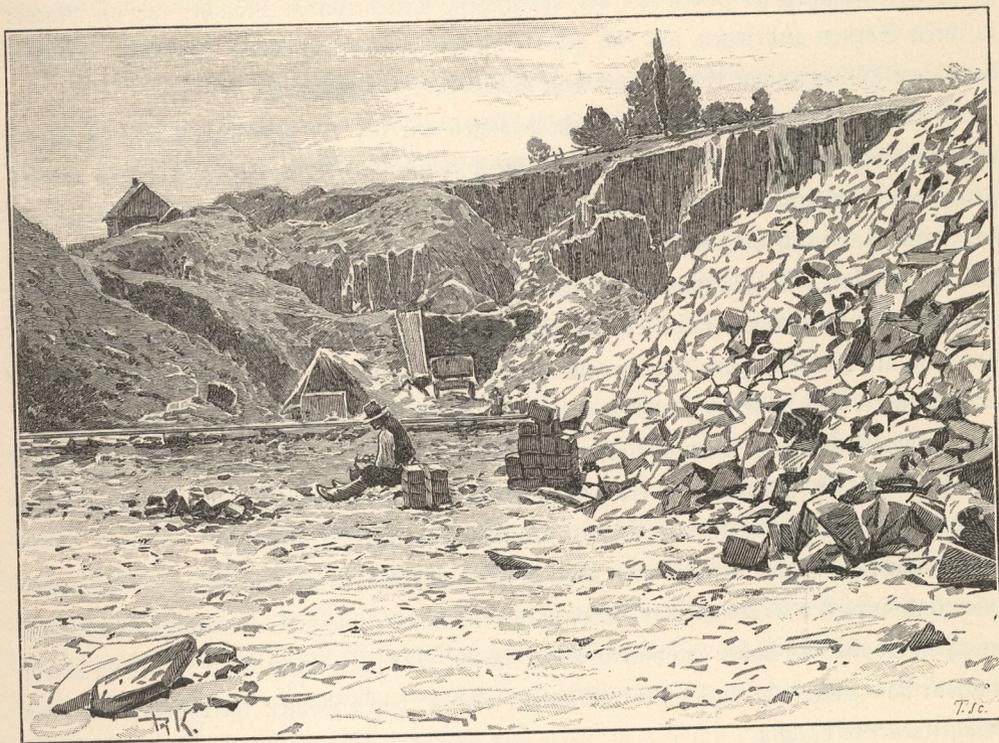
Das Großherzogthum Krakau. Ein kleines, gegen 1200 Quadratkilometer umfassendes, aber herrliches Ländchen! In geologischer Beziehung ist das ein wahres Edelsteinkästchen, das in unscheinbarem winzigen Raume Reichthümer birgt. Angefangen von dem Devon findet man hier in einer höchst interessanten Lagerung Vertretungen sämmtlicher Formationen, von denen manche auch praktisch sehr wichtig sind, da sie Steinkohle und verschiedene Erze enthalten. Es ist ein weder in geologischer, noch in geographischer Beziehung abgeschlossenes Ganzes. Durch die politische Grenze wurde hier ein Theil des polnisch-schlesischen Gebietes abgeschnitten, der in jeder Beziehung sich an das letztere anlehnt.

Die Reliefformen des Ländchens sind im Großen und Ganzen genommen geologisch sehr alt. Die mächtige Weichsel hat an der Bildung ihres Thales fast gar kein Verdienst. Die großartige Erosion, wie wir sie z. B. bei den podolischen Flüssen zu bewundern Gelegenheit hatten, spielt da eine untergeordnete Rolle, denn die Thäler der Weichsel und ihrer meisten Nebenflüsse, wie denn überhaupt die gegenwärtig wichtigsten Gegensätze zwischen Höhe und Tiefe, waren hier bereits vor dem Eintritt des Tertiärmeeres vorgezeichnet.

Das Gebiet von Krakau zerfällt in orographisch-landschaftlicher Beziehung in drei Abschnitte. Der nördlichste, der die unmittelbare Fortsetzung des südpolnischen Gebirges bildet, stellt einen westöstlich verlaufenden, hügeligen Rücken dar, dessen südliche Grenze wir auf unserer Fahrt von Chrzanów nach Krakau von der Nordbahn aus ganz gut in der Gestalt eines unter die Ebene einfallenden Steilrandes verfolgen können. Die Bahn selbst bewegt sich in dem zweiten Abschnitte, in dem sogenannten Krzeszowicer Becken. Es ist ein großes, längliches Senkungsgebiet, das mit jüngeren, miocänen Bildungen ausgefüllt ist, während die älteren in der Tiefe verschwanden. Südlich davon erscheint der dritte Abschnitt in der Gestalt einer großen, zuerst östlich und dann südöstlich streichenden, vielfach zerstörten hügeligen Antiklinale, die in Podgórze bei Krakau in einer steilen Wand unter den Weichselalluvionen auf immer verschwindet.

Diesem letzteren Gebiete gehört unser erster Ausflug. Wir verlassen die herrliche, alterthümliche Königsstadt und begeben uns in westlicher Richtung längs des linken Weichselufers, um von der Höhe des von allen Seiten sichtbaren Wahrzeichens dieser Gegend, des Kościuszko-Hügels, eine Übersicht des Ganzen zu gewinnen. Wir besteigen die aus jurassischen Felsenkalken aufgebaute Anhöhe, passiren die mächtigen Festungswerke und erklimmen endlich den Hügel, den das dankbare polnische Volk dem Andenken seines Freiheitshelden errichtete.

Ein freundlicheres Bild als das, welches uns hier entzückt, läßt sich kaum denken. Östlich vor uns erhebt sich auf einem felsigen, von der Weichsel umspülten Hügel das wunderbare Königsschloß Wawel, zu dessen Füßen die vielthürmige Stadt ihre altersgrauen Kirchen, schönen Paläste und röthlichen Basteien erglänzen läßt. Aus dem Grün der zahlreichen Gärten, Wiesen und Felder lachen uns freundliche von den Flüssen und Bächen umspülte Ortschaften entgegen. Im Süden erhebt sich die blaue Kette des Beskid, hinter welchem die erhabene Tatra das ganze Bild abschließt, uns den letzten Gruß ihrer schneeigen



Borphyrsteinbruch von Mięlinia (Dyasformation).

Granitgipfel sendend. Die fröhlichen Lieder der schönen, arbeitsamen und in malerische Tracht gekleideten Bevölkerung dringen aus dem Thale bis zu uns herauf. Wir lächeln und geben dem Burschen mit der keck auf das linke Ohr aufgesetzten viereckigen, rothen Kappe Recht, wenn er singt: „Es gibt nur einen Gott und eine Muttergottes im Himmel und nur eine Krakauer Gegend auf Erden“.

Von der Höhe des Kościuszko-Hügels (über dem Meerespiegel 333 Meter) überblicken wir einen bedeutenden Theil des Großherzogthumes und können uns überzeugen, daß das Relief des Landes keine besonders großen Contraste enthält. Der tiefste Punkt, das Weichselniveau bei Niepolomice, liegt 194, der höchste, die Ostrońska Góra bei Galmai,

nur 481 Meter über dem Meerespiegel, somit beträgt der ganze relative Unterschied keine 300 Meter.

In der Nähe des Kościuszko-Hügels befindet sich in Wola justowska ein fürstlich Czartoryski'scher Palast mit einem schönen, auch für das Publikum zugänglichen Park; wir begeben uns jedoch südwestlich nach Bielany, wo das imposante, von einem herrlichen Walde umgebene Kamaldulenser-Kloster von der Höhe der jurassischen Felsen die ganze Gegend beherrscht. Die Lage des Klosters ist reizend, und es wäre wirklich nicht leicht, einen größeren Gegensatz zu finden als die ascetischen, weltentrückten Mönche, die die Nächte in ihren Särgen zubringen, und sich gegenseitig mit „memento mori“ begrüßen, auf dem herrlichen Hintergrunde des lebensvollen, lachenden Weichselthales.

Einige Kilometer weiter westlich gelangen wir bei der Ortschaft Piekary in ein sehr malerisches Felsenthor, durch das die Weichsel sich ihren Weg bahnt. Auf dem rechten Flußufer erhebt sich aus den Fluten ein steiler, schroffer, jurassischer Kalkfels, gekrönt mit der Ruine des noch von Boleslaus dem Tapferen gegründeten Benedictiner-Klosters, von dem nur die im XV. Jahrhundert restaurirte Kirche und die äußere Umfassungsmauer sich erhalten haben. Ähnliche Felsen erblickt man auch auf dem linken Flußufer und es hat den Anschein, als ob dieser gewaltige Durchbruch durch die erodirende Kraft der Weichsel gebildet worden wäre. Bei näherem Studium erweist sich jedoch diese Voraussetzung falsch; denn wir finden überall in den Klüften und an den Felswänden bis zum Niveau des Weichselflusses Ablagerungen des miocänen Meeres, die somit den besten Beweis liefern, daß dieses Thal mit dem Felsenthore bereits vor Eintritt des miocänen Meeres existirte.

Nördlich davon kommen wir über Liszki nach Mników, dem beliebten Sommeraufenthaltorte der Krakauer, vor Allem aber der Künstler, die in der reizenden Umgebung genug Anregung für schöne Landschaftsbilder finden. Die jurassischen Kalke bilden in einem Nachbarthale zahlreiche malerische riffähnliche Felsen, deren Höhlen interessante diluviale Säugethierreste bergen.

Ähnliche Felsen findet man auch weiter nördlich auf dem Wege nach der Eisenbahnstation Zabierzów längs des Rudawkabaches. Unsere Aufmerksamkeit nimmt vor allem Anderen der sogenannte „Kmita-Fels“ in Anspruch, da nach der Volkstradition und nach der gereimten, auf dem Felsen angebrachten Inschrift hier der tapfere Ritter Stanislaus Kmita aus Liebesgram durch einen Sturz in die Tiefe den freiwilligen Tod fand.

Noch weiter westlich kommen wir bei Frywald und Żalas in das Gebiet der Melaphyre und bei Alwernia in das der Porphyre, die da ganze Hügel und Felsen bilden. In der Nähe des letztgenannten freundlichen Marktfleckens, der zum größeren Theil auf der Porphyrlava aufgebaut ist, befindet sich die Ortschaft Regulice. Die reichen Quellen, die hier als Abfluß eines großen, unterirdischen, triadischen Wasserbeckens zu

Tage treten, sind dazu auserkoren, die Stadt Krakau mit Trinkwasser zu versorgen. Nördlich davon gelangen wir in das bereits erwähnte Krzeszowicer Senkungsgebiet.

Durch einen ausgedehnten waldigen Sumpf, die sogenannte Dulower Wildniß, erreichen wir die anmuthige Gegend von Krzeszowice. Zu unserer Rechten erhebt sich der südliche jurassische Rand des Senkungsgebietes und hinter demselben gewahren wir bei Tenczynek eine bewaldete Melaphyrkuppe, deren Gipfel mit einer malerischen Schloßruine gekrönt ist. Vorüber an der Eisenbahnstation und dem schönen gräßlich Potocki'schen Schloß und Park begeben wir uns in das nördliche Gebiet, das die südliche Fortsetzung des polnischen Gebirges bildet.

Nach den großartigen Ansichten des Hochgebirges und der podolischen Platte kommt uns die Gegend von Krakau als ein schönes und herziges Liliputenländchen vor. Sämmtliche Thäler, die in meridionaler Richtung das von uns betretene Gebiet durchschneiden, sind kaum einige Kilometer lang, ihre Uferwände sind nichts weniger als hoch, wie denn überhaupt in diesem Abschnitt der Niveau-Unterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Punkte keine 200 Meter beträgt; es gibt hier keine einzige Stelle, die uns durch die Großartigkeit ihrer Natur imponiren würde und doch wandern wir hier mit wahren Entzücken.

Das erste Thal, das wir nun betreten, ist die vielbesuchte Czernka-Eliaszowka. Nachdem wir die letzten Häuser von Krzeszowice hinter uns gelassen haben, kommen wir in eine reizende kühle Schlucht. Zu unserer Rechten bildet der Kohlenkalk malerische Felswände, während das linke, weniger steile Gehänge von einem schönen Laubwald bedeckt wird. Mitten in diesem Walde erscheint plötzlich hoch oben über der Schlucht das höchst romantisch gelegene, im Barockstil erbaute Kloster Czerna. Westlich von dem Kloster beginnen die Bildungen des triassischen Wellenfalkes, der in diesem Gebiete die Stelle der jurassischen Felsenfalle der nächsten Umgebung von Krakau vertritt und überall die jüngeren Triasbildungen mit einem Saum von gezackten und zerrissenen, höchst bizarr geformten Felsen umgibt. Einige Kilometer weiter nördlich bildet er an der russischen Grenze ein interessantes Fessenthor, durch das der Czernkabach das Krakauer Gebiet betritt.

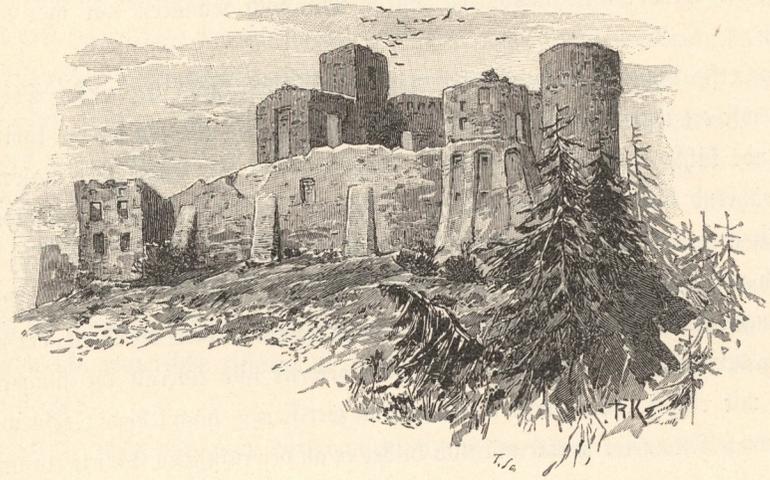
Eine halbe Meile östlich liegen in Debniak die großen Steinbrüche des schwarzen devonischen Marmors, der das Material zu den schönsten Monumenten und Königsgrüften in der Kathedrale am Wawel lieferte, und einige Kilometer westlich ist bei Miękinia die große Porphyryplatte in riesigen Steinbrüchen aufgeschlossen. Gleich bei dem Kloster Czerna beginnt auch das Gebiet der erzführenden Dolomite, die Zink-, Blei- und Eisenerze enthalten.

Das Thal, in dem wir uns befinden, bildet auch die Grenze des Krakauer Steinkohlenbeckens. Die Gegend des Hauptvorkommens der productiven Steinkohle zwischen

Szczakowa und Jaworzno zeigt einen besonderen landschaftlichen Charakter, der an die nordgalizische Tiefebene erinnert. Da hier nämlich sämtliche Formationen durch die Denudation bis zu den Steinkohlenbildungen größtentheils abgetragen wurden, so sieht man das Ganze mit glacialen Sanden, Thonen und erratischen Blöcken bedeckt. Nur hier und dort erheben sich ältere, hauptsächlich Wellenkalkfelsen, die zwar nicht besonders schön sind, aber immerhin die traurige Einförmigkeit unterbrechen.

Die Bildungen der Eiszeit, vor Allem aber die erratischen Blöcke bedecken zwar das ganze Krakauer Gebiet, kommen aber zufolge der starken Entwicklung älterer Formationen nur selten als landschaftliches Element zur Geltung.

Wir befinden uns in dem äußersten Westen von Galizien, an der schlesischen Grenze, und somit ist nun unsere interessante Wanderung durch das große vielgestaltige Land, dessen Einwohner — gleich anderen Völkern des Reiches — unter der segensreichen und väterlichen Regierung des innigst geliebten Monarchen auf der Bahn der geistigen und culturellen Entwicklung rüstig fortschreiten, zu Ende.



Schloßruine Tezzyń bei Krzeszowice.